Die

# Verfolgungen der Christen

im

## römischen Reiche

von

Johann Spörlein.

Die

# Verfolgungen der Christen

im

## römischen Reiche

von

Johann Spörlein.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1858.

Die Weltgeschichte hat eine düstere Seite, die auf den Betrachter den erschütternden Eindruck eines furchtbaren Trauerspiels macht. Die Wahrheit nämlich, welche die Menschen beglücken will, muß mühevoll um ihr Dasein kämpfen; sie pflegt verfolgt zu werden und hat, bevor sie siegt, eine Zeit lang unterdrückt, den Uebermuth der stolzen Thorheit, den Hohn der frechen Lüge schweigend zu ertragen. Dieß ist stets ihr Schicksal gewesen. So großartig, wie seitdem nie mehr ein Ereigniß, zeigen das die Verfolgungen der Christen im heidnisch-römischen Reiche, aus deren Geschichte ich das Denkwürdigste nach zuverlässigen Urkunden und Berichten zu erzählen unternehme. Fast drei Jahrhunderte hindurch, zwar mehrmals unterbrochen, dauerte damals die Tragödie, in welcher die besten Menschen fielen, weil sie die Wahrheit liebten und bekannten. Damit, von roher Gewalt nicht mehr gehindert, überallhin unter die gebildeten Völker die frohe Botschaft vom Reiche Gottes sich verbreiten konnte, mußten vorher Tausende für dieselbe leiden und sie mit ihrem Blute bezeugen.

Den menschlichen Gefühlen hätte es wohl mehr entsprochen, wenn die geistige Umgestaltung der Menschheit in friedlicher Weise gelungen wäre; wenn die gebildeten

Heiden, welche die Nichtigkeit des Götterdienstes einsahen, durch das Verlangen nach Wahrheit und den Drang nach sittlicher Läuterung zur neuen Religion wären hingeleitet worden, so daß edle Fürsten und aufgeklärte, angesehene Bürger durch ihr Beispiel erleuchtend auf die übrige Menge gewirkt hätten. Man möchte wünschen, daß das alte römische Reich nicht mit einer so ungeheuern Blutschuld beladen untergegangen wäre. Aber die Weltregierung fügte es, daß die Voraussagung des erhabenen Meisters erfüllt wurde: der Diener ist nicht größer, als der Herr; da sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen.

Die natürlichen Ursachen der Christen-Verfolgungen lagen in der Eigenthümlichkeit des römischen Staatswesens und in seiner Beziehung zur heidnischen Religion; in der Stellung und in der Denkungsart der Kaiser; in dem Aberglauben, in dem durch ausgestreute Verleumdungen irregeleiteten Urtheile und der Rohheit der Volksmenge, und in den schlechten Leidenschaften einzelner Stände und Personen.

Die Religion war nämlich bei den Römern Sache des Staates. Die Götter waren vor allem Beschützer des Reiches, und nur für Staatsangelegenheiten wurden ihre Orakel auf dem Capitol erforscht und gedeutet. Mit der kaiserlichen Gewalt war die Würde des höchsten Priesters vereinigt. Durch Senatsbeschlüsse wurden neue Götter aufgenommen und die Art ihres Dienstes bestimmt. Eine Religion, welche nicht durch Staatsgesetze genehmigt war, hieß verderblicher Aberglaube, und wer immer solchen zur Beunruhigung der Gemüther einführte, sollte in die Verbannung abgeführt oder mit dem Tode bestraft werden.

Zwar übten die Römer eine gewisse Duldung ausländischer Religionen. Doch war dieselbe nur mit Vielgötterei vereinbar und auf die Befestigung der römischen Weltherrschaft berechnet. Sie hofften nämlich, besiegte Völker sich zu befreunden, indem sie ihnen freie Religionsübung gestatteten, und dadurch auch die Gunst der fremden Götter zu erwerben. So verbreiteten sich die verschiedenartigsten Religionen im römischen Reiche. Die Angehörigen so vieler Völker, die nach Rom kamen, durften in dieser Hauptstadt ihre vaterländischen Götter nach heimathlicher Weise verehren.

Aber dem römischen Bürger war die Theilnahme an fremden Religionsgebräuchen untersagt, wenn dieselben nicht, wie es manchmal geschah, durch Senatsbeschluß unter die römischen Gottesdienste aufgenommen waren. Als jedoch das Ansehen der Staatsreligion immer mehr sank, suchte das religiöse Gefühl in fremdartigen Ceremonien neuen Reiz und viele wandten sich trotz dem Verbote denselben zu. Diese Uebertretung der Gesetze blieb ungestraft nachdem sie eine Gewohnheit geworden war. Aber zuweilen erwachte der Eifer für altrömische Frömmigkeit, und besondere Befehle zur Beschränkung der Ueberhandnahme ausländischer Aberglauben wurden erlassen.

Mit diesen geheiligten Gesetzen und Gewohnheiten, auf welche die Größe und Ordnung des römischen Reiches gegründet zu sein schien, stand nun die christliche Religion im Widerspruche. Sie wurde ohne Mitwirkung der Staatsgewalt eingeführt und verbreitet. Die Christen ehrten nicht eine römische Volksgottheit, sondern den ewigen Schöpfer des Alls. Das Ansehen ihrer Lehrer, ihre gottes-

dienstlichen Handlungen, die Stiftung und Einrichtung ihrer Genossenschaft leiteten sie nicht von kaiserlicher Genehmigung, sondern von unmittelbar göttlicher Offenbarung her. Deßwegen forderten sie, was den heidnischen Römern unerhört war, für ihr religiöses Leben Freiheit und gänzliche Unabhängigkeit von staatlichen Gesetzen. Auch die römische Duldung fremder Religionen konnte sich nicht auf die christliche ausdehnen. Denn dieselbe war nicht eine Religion, welche, einem einzigen Volke eigenthümlich, nur neben den Gottesdiensten anderer Völker ungestört bestehen wollte, sondern sie suchte sich über die ganze Erde auszubreiten und die Alleinherrschaft zu gewinnen. Sie erklärte den römischen Götterdienst für Thorheit und das Werk böser Dämonen und drohte denselben zu stürzen.

Die Christen schienen aus religiösen Beweggründen ihre Gesinnung feindselig vom römischen Gemeinwesen abzuwenden. Denn sie feierten nicht Opfer oder Ceremonien blos für die Wohlfahrt des Staates und für die Vergrößerung irdischer Herrschaft; ihre Frömmigkeit war nicht wie die römische vor allem Bürgertugend. Sie hielten sich ferne von Staatsämtern, die in Berührung mit dem Götzendienste brachten, und von öffentlichen Festen, die mit religiösen Förmlichkeiten für das Heil des Staates begangen wurden.

Aus allen diesen Ursachen galt das Christenthum für einen bösartigen Aberglauben, und seine Bekenner nannte man Verächter der Götter, gottlose Menschen, freche Uebertreter der Gesetze, die man vertilgen müsse. Man hielt sie für Feinde des römischen Volkes, welche sich verschworen hätten, ein neues Reich zu gründen. Dieser Argwohn

wurde bestärkt durch die Verkündigung eines Reiches, dessen König Jesus Christus ist, durch die innige Verbrüderung der christlichen Gemeinden an allen Orten und durch die geheimen Versammlungen zur Feier ihrer Heiligthümer.

Waren also die Christen schon nach den bestehenden Gesetzen strafbare Verbrecher, so veranlaßte ihre unbeugsame Standhaftigkeit neue strenge Befehle zu ihrer Unterdrückung; und gerade einige der besten unter den Kaisern, welche den Staat kräftig, gerecht und glücklich regierten, verfolgten aus politischen Rücksichten die Christen, denn die Dauer des Reiches schien ihnen durch die Erhaltung der vaterländischen Religion bedingt zu sein.

Ferner war nach der Meinung der Heiden das Oberhaupt des Staates der unmittelbare Vertreter der Gottheit. Man opferte daher vor dem Bildnisse des Kaisers und ehrte es durch abgöttische Ceremonien; man schwur bei seinem Schutzgeiste. Die römischen Kaiser wurden nicht nur nach ihrem Tode in die Reihe der Götter versetzt, sondern einige derselben nannten sich selbst göttliche Wesen. Die Christen achteten dieß für eitlen Uebermuth und Wahnwitz. Sie enthielten sich aller heidnischen Ehrenbezeugungen gegen die Kaiser; sie nahmen nicht Antheil an den Festlichkeiten, welche ihnen zu Ehren gegeben wurden; sie wollten sogar den irdischen Herrscher kaum Herr nennen, da sie mit diesem Namen Gott auszeichneten. Deßwegen wurden sie verbrecherischer Unehrerbietigkeit gegen die geheiligte Majestät beschuldigt.

Einige Tyrannen verfolgten überdieß die Christen aus Haß gegen jedes Gute und Edle und aus wilder Blutgier.

Zwar wurden die Strafgesetze nicht in allen Provin-

zen mit gleicher Strenge an den Christen vollzogen. Aber nicht selten ergriffen Statthalter und Obrigkeiten die Gelegenheit, durch unmenschliche Härte in den Verfolgungen ihren Diensteifer und knechtische Unterthänigkeit gegen den Kaiser zu beweisen oder die Volksgunst sich zu erwerben.

Denn die Volksmenge war noch aus besonderen Gründen von Haß gegen die Christen erfüllt. Die Götterleugner sollten die öffentlichen Unglücksfälle verschuldet haben. Das Vertrocknen der Fluren, Ueberschwemmungen, Hungersnoth, ansteckende Krankheiten und Erdbeben betrachtete man als Strafen der Götter wegen Ausbreitung der christlichen Religion. Im nördlichen Afrika hatte man das Sprichwort: wenn es nicht regnet, schieb' es auf die Christen.

Genährt wurde die Feindseligkeit des Volkes gegen die Bekenner der neuen Religion von Philosophen, welche ihren sinnlosen oder überschwänglichen Lehren den Anschein heidnischer Frömmigkeit gaben und von Christen widerlegt oder verspottet wurden; von Priestern, die aus dem Götzendienste Gewinn zogen; von herumwandernden Zauberern, deren Täuschungen durch die Christen aufgedeckt wurden. Verleumderische Gerüchte flößten dem Volke Abscheu vor den Christen ein. Man streute aus, daß sie in ihren Versammlungen sich unnatürlichen Lüsten hingäben, Kinder schlachteten und verzehrten. Nach alten Berichten waren solche Verleumdungen von den Juden besonders eifrig verbreitet worden. Die Priester und Aeltesten in Jerusalem schickten überallhin Sendboten aus, welche die Christen als eine gottfeindliche Sekte verdächtigen und ihren Namen verunglimpfen sollten.

So waren die Christen nach der Meinung des heid-

nischen Volkes Menschen, die aller Frevelthaten fähig und der schwersten Strafen würdig seien. Man tobte gegen sie in ungesetzlicher, schrankenloser Wuth; man bestürmte die Obrigkeit, sie zu vernichten.

Die Christenheit selbst suchte jedoch die ursprüngliche Veranlassung ihrer Verfolgungen nicht allein in diesen blos menschlichen, zufälligen Verhältnissen. Sondern die Bekenner und Blutzeugen betrachteten gemäß den klaren Andeutungen des Herrn ihre Leiden wie einen Kampf gegen den ursprünglichen Feind der Wahrheit, den persönlichen Widersacher Gottes und Urheber des Bösen. Sie waren überzeugt, durch ihre Hingabe in den Tod den Fürsten dieser Welt zu besiegen, dessen Werk auch der heidnische Götzendienst gewesen sei. Diese Anschauung wurde schon durch die ungewöhnliche Art der Strafen, welche über die Christen verhängt wurden, bestätigt. Sie wurden nicht blos wie Verbrecher nach den Gesetzen zu Schlägen, zu Einkerkerung, zu Verbannung und Einziehung des Vermögens oder zum Tode verurtheilt, sondern die Bosheit erdachte für sie furchtbare Foltern und Qualen; sie bediente sich der Lüge und des falschen Zeugnisses; und der angebliche Eifer für Sitte und Frömmigkeit gegen die Götterleugner gab die christlichen Männer und Jungfrauen der schmachvollsten Schändung preis. Hier handelten die Menschen im Dienste böser, widergöttlicher Mächte.

Die erste Verfolgung der Christen wurde im Jahre 64 vom Kaiser Nero veranlaßt. Man glaubte nämlich, durch seinen Befehl sei der Brand angelegt worden, welcher einen großen Theil der Hauptstadt verzehrte. Um das

Gerede zu unterdrücken, wälzte er die Schuld auf die Christen, welche das Volk wie verruchte Menschen haßte. Eine ungeheuere Menge derselben wurde ergriffen und schimpflich unter den ausgesuchtesten Martern hingerichtet. Sie wurden in Thierhäute gehüllt von Hunden zerfleischt, oder gekreuzigt, oder mit leicht brennbaren Stoffen überzogen als nächtliche Leuchten angezündet. Nero räumte zu diesem Schauspiele seine Gärten ein, und gab Circusspiele, wobei er sich als Wagenlenker gekleidet und auf dem Wagen stehend unter die Menge mischte.

Beiläufig drei Jahre später starben die Apostel Petrus und Paulus zu Rom den Martyrtod; jener wurde gekreuzigt, dieser erlitt als römischer Bürger die weniger entehrende Strafe der Enthauptung.

Die Christenheit befiel die erschreckende Ahnung, daß dieses der Anfang allgemeiner Verfolgung auf dem ganzen Erdkreise sei, und noch lange wirkte in den Gemüthern der Eindruck der Grausamkeiten Nero's nach; denn es wurde später geweissagt, Nero sei nicht gestorben, sondern habe sich über den Euphrat zurückgezogen; er werde als Antichrist wiederkommen und Rom gänzlich zerstören.

Während der Bürgerkriege nach dem Tode Nero's und unter den Kaisern Vespasian und Titus hatte die Christenheit Ruhe. Unter dem Kaiser Domitian (81—96) brach ein zweiter Sturm über sie herein. Dieser Tyrann begünstigte die Angeberei und ließ die Opfer seines Argwohnes, seiner Willkür oder seiner Habsucht aufspüren. Viele Edle hatte er schon getödtet, noch mehrere in die Verbannung geschickt und ihre Güter eingezogen. Im letzten Jahre seiner Regierung verfügte er die Verfolgung

der Christen wegen Verachtung der römischen Götter; denn er wollte auch für den Beschützer der vaterländischen Religion gelten. Unter den vielen Blutzeugen war des Kaisers Vetter, der Consul Flavius Clemens; Domitilla, seine Gemahlin, eine Verwandte Domitians wurden nach der Insel Pandataria verwiesen. Andere wurden ihrer Güter beraubt.

Die Verfolgung verbreitete sich von Rom aus in die fernen Provinzen. In Pergamus wurde ein Christ, Antipas, zum Tempel der Diana geschleppt und auf Befehl des Statthalters in einen glühenden ehernen Stier geworfen. Die christliche Sage setzt in diese Zeit den Martyrtod vieler apostolischer Männer, des Markus in Alexandria, des Andreas, des Onesymus und des Areopagiten Dionysius in Athen. Der Apostel Johannes wurde auf die Insel Patmos verbannt.

Der Kaiser erfuhr, daß in Judäa Nachkommen Davids, Verwandte Jesu, lebten. Er ließ sie vor sich kommen und fragte sie auch, wie viel Besitz und Geld sie hätten. Sie gaben ihr ärmliches Vermögen an, weniges Land, das sie selbst bebauten; die Schwielen ihrer Hände zeugten von ihrer Beschäftigung. Dann forschte er sie aus über das Reich Christi. Sie erklärten ihm, daß es nicht irdisch, sondern himmlisch sei und am Ende der Zeiten zugleich mit einem allgemeinen Gerichte über die Lebenden und die Todten kommen werde. Domitian entließ sie hierauf mit Verachtung und unternahm von jetzt an nichts mehr gegen die Christen.

Der Kaiser Nerva, welcher dem Domitian folgte, zierte die Alleinherrschaft mit Freiheitssinn, mit Gerechtigkeit und mit Menschenliebe. Die vielen, welche unter seinem

Vorgänger wegen Beleidigung der Majestät oder wegen Hinneigung zu jüdischer Lebensweise (womit wohl die christliche Religion gemeint war) verurtheilt worden waren, wurden freigesprochen und die Verbannten zurückgerufen. Niemand sollte fernerhin wegen solcher Verbrechen angeschuldigt werden. Sklaven und Freigelassene, welche ihre Herrn angeklagt hatten, ließ er hinrichten und um die unheilvolle Angeberei zu unterdrücken, verbot er, daß Anklagen der Sklaven gegen ihre Herrn angenommen würden. Dieß war besonders für die Christen vortheilhaft, da sie häufig von schlechtgesinnten Hausgenossen vor Gericht angegeben wurden.

So that zwar die Milde des Herrschers dem feindseligen Verfahren gegen die Christen Einhalt, aber dauernde Ruhe war ihnen nicht gesichert, da ihre Religion nicht durch ein Staatsgesetz als erlaubt anerkannt war. Nach wenigen Jahren brach daher unter Trajan (98—117), dem Nachfolger Nerva's, die einstweilen zurückgehaltene Wuth der Feinde des Christenthums mit erneuerter Heftigkeit hervor. Zwar erließ Trajan keine besonderen Verfügungen gegen die Christen; aber er mußte den Anhängern des neuen Glaubens schon deßwegen abgeneigt sein, weil er die römischen Götter aufrichtig ehrte, von ihnen glückliche Herrschaft und des Reiches Wohl zu erlangen hoffte. Ueberdieß konnte ein Gesetz, welches er gegen geschlossene Gesellschaften gab, zum Nachtheil der so innig verbundenen Christengemeinden angewendet werden. Um das Jahr 102 entstand in mehreren Landschaften Verfolgung, vielleicht durch den Haß der heidnischen Bevölkerung angeregt, welche mit Mißgunst die Anzahl der Christen sich täglich mehren sah.

Damals war der edle Plinius, der jüngere, Statthalter in den Provinzen Bithynien und Pontus, wo viele Christen wohnten. Eine große Menge derselben wurde vor seinen Richterstuhl geführt. Er hatte noch nie an solchen Verhandlungen Theil genommen und gerieth in Verlegenheit darüber, ob zwischen den verschiedenen Altern ein Unterschied zu machen, oder ob das zarte wie das reifere Alter zu behandeln sei? Ob die Reuigen Verzeihung erhalten können oder, wer einmal Christ gewesen, jedenfalls gestraft werden solle? Ob die Christen wegen ihres Namens oder wegen anderer Verbrechen, die an demselben haften, strafbar seien? In einem Berichte an den Kaiser fragte er daher an, was zu thun sei, und schilderte sein bisheriges Verfahren.

Diejenigen, welche als Christen angegeben wurden, fragte er, ob sie es seien. Wenn sie es bejahten, fragte er sie zum zweiten und dritten Male und drohte mit Strafen; die Standhaften ließ er zur Hinrichtung abführen. Denn er meinte, man müsse, was auch immer ihr Bekenntniß sei, ihre unbeugsame Halsstarrigkeit und den Trotz gegen die Staatsgesetze bestrafen.

Während der Untersuchung war eine Klagschrift ohne Angabe des Verfassers eingebracht worden. Viele, deren Namen darin eingezeichnet waren, leugneten, daß sie Christen seien oder es je gewesen seien. Sie riefen die Götter an, opferten vor dem Bildnisse des Kaisers Weihrauch und Wein und schmäheten Christus. Dieses, bemerkte Plinius, kann von denen nicht erzwungen werden, welche wahrhaft Christen sind.

Andere erklärten, daß sie seit lange nicht mehr Chri-

sten seien. Diese Abtrünnigen sagten aus, daß die Christen an einem bestimmten Tage vor Anbruch des Lichtes zusammenkämen, ein Lied zum Lobe ihres Gottes Christus sängen und sich feierlich verpflichteten, nicht zu einem Frevel, sondern dazu, keinen Diebstahl, keinen Ehebruch zu begehen, das gegebene Wort nicht zu verleugnen und anvertrautes Gut nicht vorzuenthalten. Darauf pflegten sie auseinander zu gehen und Abends sich zu einem einfachen schuldlosen Mahle wieder zu versammeln. Doch hätten sie letzteres unterlassen, seitdem das Gesetz des Kaisers gegen die geschlossenen Gesellschaften bekannt gemacht worden.

Plinius ließ dann zwei Frauen, welche in der Christengemeinde das Amt von Dienerinnen hatten, foltern, um das Geständniß der Wahrheit zu erpressen. Ich fand nichts, berichtet er, als verderblichen schwärmerischen Aberglauben.

Hierauf setzte er die Verhandlungen aus und wandte sich an den Kaiser; denn die Sache schien ihm Erwägung zu verdienen wegen der Menge der Christen. Viele von jedem Alter, schreibt er, von jedem Stande, von beiden Geschlechtern müssen zur Untersuchung vorgerufen werden. Nicht allein in den Städten, sondern auch in den Flecken und auf dem Lande hat sich dieser ansteckende Aberglaube verbreitet. Aber er hoffte, daß man durch kluge Maßregeln denselben allmälich unterdrücken könne. Er berief sich auf den glücklichen Erfolg seines bisherigen Verfahrens. Die schon beinahe verlassenen Tempel wurden wieder besucht, die lange vernachlässigten Feste wieder gefeiert und Opfer wurden wieder dargebracht. Er rieth dem Kaiser Milde mit gerechter Strenge zu vereinigen; denn viele

Menschen würden zum Besseren zurückgeführt werden, wenn man für Reue Begnadigung gewähre.

Kaiser Trajan billigte in seiner Antwort auf diesen Bericht das Verfahren des Statthalters und bestimmte: Christen sollten nicht wie gewöhnliche Verbrecher aufgesucht werden. Wenn sie aber angegeben und überführt würden, sollten sie bestraft werden. Leugnete einer, daß er Christ sei und brächte er Opfer dar, so sollte er, wenn er auch vordem verdächtigt gewesen, der Reue wegen Verzeihung erhalten. Klagschriften ohne den Namen des Klägers, sollten bei keinem Verbrechen zugelassen werden; denn dieß gäbe das schlechteste Beispiel und wäre dem Geiste der Zeit zuwider.

Das natürliche Gefühl des Kaisers für Gerechtigkeit stand im Widerspruch mit seinem Vorurtheile gegen die Christen, sowie mit den Gesetzen des Staates, die er aufrecht halten mußte. Die Christen sollten nicht wie Verbrecher aufgespürt, aber sie sollten ihres Namens wegen als Verbrecher behandelt werden! Trajan hat durch seinen Erlaß die neue Religion, während er ihre Bekenner vor ungesetzlicher Willkür schützte, ausdrücklich als eine unerlaubte verurtheilt. Der Kampf des Heidenthums gegen die Christenheit konnte von jetzt an offener und entschiedener geführt werden. Es galt von jetzt an die Vertilgung von Menschen, welche durch einen Ausspruch der kaiserlichen Majestät unter die Reihe der Verbrecher gestellt waren. Von jetzt an hatte die Strenge und Härte der Beamten, die feindselige Leidenschaftlichkeit des Volkshaufens eine bestimmte gesetzliche Berechtigung; und nur

von Umständen hing es ab, wenn die Verfolgungen der Christen nicht ununterbrochen fortwährten.

Schon wenige Jahre nachher wiederholten sich in einigen Städten die Volksaufstände gegen die Christen. In Jerusalem wurde der Bischof Simeon, der Bruder und Nachfolger des Apostels Jakobus, nachdem er mehrere Tage nacheinander gemartert worden, gekreuzigt. Er war hundert und zwanzig Jahre alt und hatte die Gemeinde seit fünf und vierzig Jahren geleitet.

Der Kaiser Trajan selbst scheint später mehr mit Erbitterung gegen die Christen erfüllt worden zu sein. Es mochte ihn, der die Kriege gegen die äußeren Feinde der Römer, gegen die Scythen und Dacier, siegreich geendigt hatte, verletzen, daß die Christenheit im Innern des Reiches sich nicht unbedingt vor dem kaiserlichen Ansehen beugte. Als er im Januar 107 auf seinem Feldzuge gegen Armenien und die Parther nach Antiochien kam, drohte er den dortigen Christen Verfolgung. Wer nicht den Göttern opferte, sollte sterben.

Dieser durch apostolische Gründung ausgezeichneten Kirche stand damals der Bischof Ignatius vor. Er hatte schon die vielen Stürme unter Domitian mühsam ausgehalten, und war ihnen durch geistige Anstrengung jeder Art, durch Gebet und durch Emsigkeit im Lehren widerstanden, daß nicht die weniger Beherzten zu Grunde gingen. Nun, da die Verfolgung aufhörte, freute er sich über die Ruhe der Kirche, aber für sich bedauerte er noch nicht die vollkommene Liebe zum Herrn und den Rang eines vollendeten Schülers desselben durch Hingabe seines Lebens erlangt zu haben. Denn er dachte, das Bekenntniß

mit dem Blutzeugnisse würde ihn zu einem Gefährten des Gesalbten machen. Wenige Jahre brachte er daher noch in der Kirche zu, die Geister durch Auslegung der heiligen Schriften erleuchtend; dann wurde ihm sein Wunsch erfüllt.

In Besorgniß für die Kirche von Antiochia, begab er sich nämlich freiwillig zu Trajan. Wer bist du, feindlicher Dämon, sprach ihn der Kaiser an, der du unsere Befehle zu übertreten strebst und auch andere zu ihrem Verderben dazu beredest? Ignatius entgegnete: niemand nennt denjenigen, der Gott in sich trägt, einen feindlichen Dämon. Vor den Dienern Gottes weichen vielmehr die Dämonen zurück. Aber wenn du mich einen Dämonfeind nennen willst, weil ich ihnen zuwider bin, so gestehe ich es zu. Denn da ich Christus als himmlischen König habe, vereitle ich ihre Nachstellungen. Trajan fragte: wer ist ein Gottesträger? Ignatius antwortete: wer Christus im Herzen hat. Meinst du, entgegnete der Kaiser, daß nicht auch wir Götter in unserm Herzen haben, welche unsere Kampfgenossen gegen die Feinde sind? Ignatius erwiederte: irrthümlich nennst du die Dämonen Götter! denn es ist nur Ein Gott, der den Himmel und die Erde und das Meer und Alles darin gemacht hat; und Ein Gesalbter, Jesus, der einzig gezeugte Sohn Gottes, dessen Reiches ich mich erfreuen möchte! — Sprichst du von dem unter Pontius Pilatus Gekreuzigten? fragte der Kaiser, und Ignatius antortete: ja, von demselben, der meine Sünde mit ihrem Urheber gekreuzigt und allen Trug und alle Bosheit der Dämonen denen unterworfen hat, welche ihn im Herzen tragen.

Der Kaiser erklärte hierauf: Ignatius, welcher sagt, er trage den Gekreuzigten in sich, soll von Soldaten nach dem großen Rom gebracht und zur Belustigung des Volkes von wilden Thieren verzehrt werden.

Bei diesem Urtheilsspruche rief Ignatius freudig aus: ich danke dir, Herr! daß du mich der vollkommenen Liebe zu dir und der Ehre würdig geachtet hast, mit deinem Apostel Paulus eiserne Banden zu tragen.

Nachdem er für die Kirche gebetet und sie dem Herrn empfohlen hatte, wurde er fortgeführt. Zehn rohe Soldaten bewachten ihn unterwegs; die Diakonen Philo und Agathopus begleiteten ihn; einige Christen reisten ihm voraus nach Rom. In Smyrna wurde nach einer beschwerlichen Seereise von Seleucia her gelandet. Ignatius blieb bei dem Bischof Polykarp, der einst mit ihm Schüler des Apostels Johannes war. Hieher schickten die Kirchen in den Städten Kleinasiens die Bischöfe, Aeltere und Diakonen, um den ehrwürdigen Mann zu begrüßen, und von ihm geistige Liebesgaben zu empfangen. Ignatius bat nun alle, und besonders den Polykarp, ihm mit ihrem Gebete beizustehen, daß er bald vor dem Angesichte des Herrn erscheine. Den Kirchen, welche ihn durch ihre Vorsteher begrüßt, vergalt er in Briefen, die er an sie schrieb, mit Segenswünschen und Ermahnungen.

Er fürchtete, die Liebe der Brüder möchte seinen Wunsch, mittelst des Martyriums zu dem Herrn zu kommen, durch seine Befreiung vereiteln. Deßwegen schrieb er einen Brief an die römische Gemeinde, in welchem er sie dringend aufforderte, seinen Tod nicht zu hindern; denn nie mehr würde er wieder solche Gelegenheit haben, zu Gott zu

kommen und sie verrichteten das beste Werk, wenn sie sich nicht für ihn verwendeten. Gewährt mir die Bitte, schrieb er, daß ich Gott geopfert werde, da der Altar noch bereit ist. Erbittet mir nur innerlich und äußerlich Kraft, daß ich nicht bloß rede, sondern auch wolle, daß ich nicht blos ein Christ genannt, sondern auch als solcher befunden werde. Erweiset mir nicht unzeitiges Wohlwollen. Lasset mich eine Speise der wilden Thiere werden. Ich bin Getreide Gottes und möchte von den Zähnen wilder Thiere zermalmt reines Brod des Gesalbten werden. Schmeichelt vielmehr den Thieren, daß sie mein Grab werden und nichts von meinem Körper übrig bleibe, damit ich nicht nach meinem Tode jemand lästig sei. Dann werde ich wahrhaft Schüler des Gesalbten sein, wenn die Welt meinen Leib nicht mehr sieht. Niemand mißgönne mir, daß ich zu Jesus Christus hinübergehe. Feuer und Kreuz und Haufen wilder Thiere, Zerbrechen der Gebeine, Zerstückelung der Glieder, Zerquetschungen des Körpers, die argen Züchtigungen Satans mögen über mich kommen, wenn ich nur zu Christus gelange. Lebend schreibe ich euch mit dem Verlangen zu sterben. Meine Liebe ist gekreuzigt, und es ist in mir nicht ein Feuer, welches sinnlichen Stoff liebt; lebendiges Wasser ist in mir, das inwendig spricht: hieher zum Vater. Ich ergötze mich nicht an vergänglicher Nahrung, noch an den Freuden dieses Lebens. Brod Gottes verlange ich, himmlisches Brod, das Brod des Lebens, welches das Fleisch Jesu, des Gesalbten, des Sohnes Gottes ist; und Gottes Trank verlange ich, sein Blut, welches unvergängliche Liebe, ewiges Leben ist.

Als dem Ignatius die Küste von Italien gezeigt

wurde, wünschte er bei Puteoli an das Land auszustei- gen, um die Spuren des Apostels Paulus betreten zu können. Ein heftiger Wind trieb jedoch das Schiff vor- über; es wurde im römischen Hafen gelandet. Die Sol- daten drängten zur Eile und der Bischof folgte ihnen freudig. Da kamen ihm römische Christen entgegen, die sich freuten, den Gottesträger zu sehen und in Furcht wa- ren, weil ein solcher Mann zum Tode geführt wurde. Einige, die in ihrem Eifer sagten, sie würden das Volk beschwichtigen, daß es nicht den Tod des Gerechten be- gehre, ermahnte Ignatius, ruhig zu sein. Er begrüßte alle und forderte sie noch einmal auf, ihm den Hingang zum Herrn nicht zu mißgönnen. Während alle niederknie- ten, flehte er zu dem Sohne Gottes für die Kirchen, um das Aufhören der Verfolgung und um gegenseitige Liebe der Christen. Dann wurde er sogleich in das Amphi- theater geführt, da die Festspiele zu Ende gingen, und wilden Thieren vorgeworfen. Sie zehrten, wie er ge- wünscht hatte, seinen Leib gänzlich bis auf die härteren Theile auf. Die Ueberreste wurden nach Antiochia ge- bracht und in Leinwand gelegt wie ein Schatz der Kirche aufbewahrt.

Ignatius starb am 20. Dezember 107. Die Augen- zeugen, welche dieses alles aufgezeichnet haben, sagen am Schlusse ihres Berichtes an die antiochenische Gemeinde: wir haben euch den Todestag angezeigt, damit wir jähr- lich an demselben uns versammeln und mit dem edlen Streiter und Blutzeugen des Gesalbten Gemeinschaft haben.

Nach dem Tode Trajans, im Jahre 117, wurde Aelius Hadrianus (117—138) auf den Kaiserthron erhoben. In

den ersten Jahren seiner Regierung litten die Christen in einigen Landschaften vieles durch die Volkswuth. Die Statthalter wirkten mit, theils von eigenem Hasse gegen die Christen angetrieben, theils um sich bei dem Volke beliebt zu machen oder dem Kaiser zu gefallen, der ein eifriger Verehrer der römischen und griechischen Heiligthümer war und die fremden Religionen verachtete. Seine Geringschätzung des Christenthums hat Hadrian in einem Briefe an den Consul Servianus in Aegypten ausgesprochen. Er hält dasselbe für eine der vielen sonderbaren Religionsweisen, die in jenem Lande verbreitet und miteinander vermengt waren. Diejenigen, welche den Serapis verehren, sagt er, sind Christen; und dem Serapis sind diejenigen ergeben, welche sich Bischöfe Christi nennen. Es gibt dort keinen Synagogenvorsteher, keinen Samariter, keinen christlichen Priester, der nicht Wahrsager, nicht Zeichendeuter wäre. Selbst der jüdische Patriarch wird, wenn er nach Aeypten kommt, von den einen gezwungen, den Serapis, von den andern Christus anzubeten. Sie haben nur Einen Gott, der keiner ist; diesen verehren die Christen, die Juden, ja alle Völker.

Als Hadrian im Jahre 124 Griechenland durchreiste, und sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen ließ, schien es den Feinden der Christenheit der günstige Zeitpunkt zu sein, die Verfolgungen zu beginnen. Viele Christen wurden gemartert und getödtet. Der Apostelschüler Quadratus und der Philosoph Aristides überreichten deßwegen dem Kaiser während seines Aufenthaltes in Athen Vertheidigungen ihrer Glaubensgenossen. Auch der Statthalter in Kleinasien, Serennius Granianus, beklagte

sich in einem Berichte an denselben darüber, daß man dem tobenden Volke unschuldige Menschen preisgebe und sie wegen ihres Namens wie Verbrecher strafe. Hadrian antwortete darauf in einem Erlasse an den Nachfolger dieses Statthalters, den Minucius Fundanus. Er mißbilligt ein Verfahren, wodurch Unschuldige beunruhigt werden und falsche Ankläger Gelegenheit zu Gelderpressung haben. Anklagen gegen Christen, welche sich vor den Gerichten beweisen lassen, sollen nicht verwehrt sein, aber auf das Volksgeschrei darf man nicht hören. Christen, welche gesetzwidriger Handlungen angeklagt und verurtheilt worden, sind nach ihrer Schuld zu bestrafen. Doch auch die falschen Ankläger soll schwere Strafe treffen.

Aehnliche Befehle erließ der Kaiser an viele andere Beamte.

Hadrian hatte dadurch keineswegs verboten, daß man die Christen ihrer Religion wegen strafe. Nur den Angriffen blinden Volkshasses, welche sich auch gegen solche, die nicht Christen waren, wenden konnten, und den falschen Anklagen sollte begegnet werden. Wohlwollende Statthalter konnten freilich die unbestimmten Ausdrücke des kaiserlichen Erlasses zu Gunsten der Christen auslegen. So ließ ein Vespronius Candidus einen Christen frei, weil es ruhestörend wirke, wenn man dem Geschrei des Volkes nachgebe. Ein anderer, Pudens, entließ einen Christen, der ihm zugeschickt wurde, weil er aus der Anklageschrift ersah, daß man denselben mit Drohungen eingeschüchtert hatte. Er zerriß die Schrift und erklärte, es sei gegen das Gesetz, den Menschen ohne Ankläger zu verhören.

Dagegen traf unter der Regierung Hadrians die Chri-

sten in Palästina eine sehr heftige Verfolgung. Die Juden empörten sich nämlich dort gegen die Römer und ihr Anführer Barkochba, der sich für den Messias ausgab, ließ alle Christen, welche in seine Hände fielen, unter großen Martern hinrichten.

Der Nachfolger Hadrians, der gerechte, sanfte, menschenfreundliche Antoninus Pius (138—161) gewährte der Christenheit Frieden. Er erließ sogar Befehle an mehrere griechische Städte und an das gesammte Griechenland, um die Christen vor den Ausbrüchen der Volkswuth zu schützen, die durch mancherlei öffentliche Unglücksfälle, durch Hungersnoth, durch Erdbeben in Kleinasien und auf der Insel Rhodus, durch Feuersbrünste in Rom, Karthago und Antiochia auf's Neue aufgeregt wurde. Es war dieß seinem Lieblingsspruche gemäß: ich will lieber Einen Bürger erhalten, als tausend Feinde tödten.

In dieser Zeit gab Justinus, ein berühmter Lehrer in der römischen Kirche, eine Vertheidigung der Christen heraus, welche zu den kostbarsten Schriftdenkmälern des christlichen Alterthums gehört.

Justinus war zu Flavia Neapolis in Samaria geboren, welches an der Stelle des alten Sichem erbaut war. Da ihn der griechische Götterglaube seiner Aeltern nicht befriedigte, wandte er sich zu den Schulen der Philosophen, um die Wahrheit zu finden. Zuerst hörte er den Unterricht eines Stoikers. Aber derselbe konnte ihm nichts über das Wesen der Gottheit sagen, und hielt die Kenntniß desselben für unnöthig. Justin ging dann zu einem Meister der aristotelischen Philosophie. Dieser verlangte vor allem die Feststellung des Lehrgeldes, damit

der Unterricht für sie beide nützlich würde. Justin verließ ihn deßwegen, weil er ihn nicht für einen philosophischen Mann hielt. Ein Pythagoräer, dessen Schüler er nun werden wollte, fragte ihn vorerst: verstehest du Musik, Sternkunde und Geometrie? denn diese Kenntniß löset die Seele vom Sinnlichen und macht sie fähig, das Uebersinnliche zu denken und das an sich Schöne und an sich Gute zu schauen. Da Justinus dieß alles nicht kannte, wies ihn der Pythagoräer ab. In seiner Verlegenheit begab er sich zu einem Platoniker, der erst neulich in seine Vaterstadt gekommen war. Ich nahm, erzählt er selbst, jeden Tag an Wissenschaft zu. Meinen Geist erhob die Erkenntniß des Uebersinnlichen und das Schauen der Ideen beflügelte meine Einsicht; innerhalb kurzer Zeit meinte ich ein Weiser geworden zu sein, und in meiner Thorheit hoffte ich alsbald Gott zu schauen; denn dieß ist das Endziel der platonischen Philosophie.

Um sich ungestört der Betrachtung hingeben zu können, ging Justinus in eine einsame, nicht fern vom Meere gelegene Gegend. Einst traf er dort einen ehrwürdigen Greis, der hieher gekommen war, um Verwandte aufzusuchen. Der Greis redete ihn an und sogleich wurde das Gespräch auf die Philosophie gelenkt. Justinus pries lebhaft den Werth und die Erhabenheit derselben. Wie könnte einer etwas Besseres thun, sprach er, als zeigen, daß die Vernunft alles beherrscht und daß alle menschlichen Bestrebungen ohne sie nicht wahr und gut, noch gottgefällig seien? Ohne Philosophie und rechte Vernunft gibt es kein Verständniß irgend einer Sache. Deßwegen sollte jeder Mensch philosophiren und dieses für das Größte und

Kostbarste halten, dem alles Uebrige nachsteht. Ohne Philosophie ist alles menschliche Wirken lästig und gemein.

Der Greis fragte, was ist Philosophie und welches Glück bringt sie? Justin antwortete: sie ist die Erkenntniß des an sich Seienden und Glückseligkeit ist ihr Lohn.

Der Greis fuhr nun fort, über das göttliche Wesen, über die Erkenntniß des Uebersinnlichen, über die Beschaffenheit und Unsterblichkeit der menschlichen Seele Fragen zu stellen, und es fand sich, daß Plato und die andern Weltweisen davon nichts wußten. Justinus fragte hierauf, wo denn die Erkenntniß der Wahrheit zu finden sei? Der Greis wies ihn an die Schriften der Propheten. Mit heiligem Geiste erfüllt, hätten dieselben den Schöpfer des Alls, Gott den Vater, verherrlicht und seinen Sohn Jesus Christus verkündet, und sie seien durch Wunder und Weissagungen beglaubigt. Bitte also, ermahnte er den Justinus, daß dir die Pforten zum geistigen Lichte geöffnet werden. Denn das Göttliche ist weder zu schauen, noch zu erkennen, wenn nicht Gott und sein Gesalbter die Einsicht gewährt.

Der Greis entfernte sich. In Justins Seele entbrannte ein göttliches Feuer; mit Eifer forschte er in den Büchern der Propheten und fand so die Wahrheit.

Nachdem er Christ geworden, trat er in dem Gewande griechischer Philosophen in mehreren Städten öffentlich als Lehrer auf. Am einflußreichsten war wohl seine Thätigkeit in Rom. Hier verfaßte er auch um das Jahr 139 eine Schrift zur Vertheidigung der Christen. Sie ist an den Kaiser Antoninus und an dessen beide Adoptivsöhne Markus Aurelius und Lucius Verus gerichtet. Im

Eingange sogleich stellt er an die Beherrscher des Reiches die Forderung, daß sie ihr Urtheil über die Christen auf genaue Untersuchung gründen sollten. Würden sie nach vorgefaßter Meinung oder abergläubischen Menschen zu gefallen oder auf unvernünftige Anklagen und üble Nachreden hin entscheiden, so fällten sie wider sich selbst einen Richterspruch. Denn wir sind überzeugt, sagt er, daß wir von Niemand etwas Schlimmes erleiden können, wenn wir nicht als Uebelthäter überführt oder als schlechte Menschen befunden werden. Ihr könnt uns tödten, aber schaden nicht!

Er verlangt, daß man die Christen nicht blos des Namens wegen strafe; denn der Name an sich verdiene weder Strafe noch Belohnung. Man solle ihre Handlungen und ihren Lebenswandel untersuchen und sie strafen, wenn darin ein Vergehen gefunden werde. In dem ungesetzlichen Verfahren gegen die Christen offenbare sich der Kampf gegen die Vernunft und die Wahrheit, der sich durch die ganze Weltgeschichte hindurchziehe, veranlaßt von verworfenen Geistern, welche die Beziehung der Schöpfung zur Gottheit störten und die Menschen verblendeten, so daß sie dem Götzendienste sich hingaben. Die unvernünftige Leidenschaft gegen die Christen, sagt Justinus, ist von den Dämonen angeregt, welche in den falschen Göttern geehrt werden. Als dieß einst Sokrates, von der wahren Vernunft geleitet, aufzudecken und die Menschen von den Dämonen abzubringen wagte, bewirkten sie, daß er als Verräther der Götter getödtet wurde und freuten sich über die Ungerechtigkeit. Dasselbe unternehmen sie gegen uns. Denn bei uns wurden sie nicht, wie bei den Griechen,

durch die Vernunft eines Weltweisen, sondern von der ewigen Vernunft widerlegt, welche Mensch geworden ist und Jesus Christus heißt, und ihr glaubend nennen wir sie böse, unheilige Geister, die nie Tugendhaftes vollbringen. Deßwegen werden auch wir Gottesleugner gescholten.

Justinus weiset nun die gewöhnlichen Anklagen gegen die Christen zurück, daß sie nämlich gottlose Menschen seien, welche keine Gottheit verehren, die guten Sitten verletzen, die Gesetze übertreten und den Staat gefährden. Wir sind gottlos, sagt er, in Beziehung auf die vermeintlichen Götter, aber nicht in Beziehung auf den wahren und heiligen Gott, den Vater der Gerechtigkeit, der Züchtigkeit und aller Tugenden. Denn diesen und seinen Sohn, der von ihm kam und uns lehrte, und die Schaar der andern guten Engel, die ihm folgen und ähnlich sind, und den prophetischen Geist verehren wir mit Vernunft und Wahrheit.

Aber den Göttern, die in den Tempeln aufgestellt sind, zu opfern, ist unvernünftig; denn diese leblosen Bilder werden von Menschen, oft von lasterhaften Menschen, geformt. Es ist wunderlich, ruft Justinus aus, daß unzüchtige Menschen Götter zur Verehrung bilden und vor ihrem Heiligthume Wache halten; daß sie nicht einsehen, es sei unrecht, zu denken, daß Menschen Wächter der Götter seien!

Diesem unsinnigen heidnischen Götzendienste setzt Justinus die reine Gottesverehrung der Christen entgegen. Wir haben gelernt, fährt er nämlich fort, daß Gott der sinnlichen Gaben der Menschen nicht bedarf; denn er selbst gewährt ja alles. Wir glauben, nur jene Verehrer seien ihm angenehm, die das Gute, welches ihm eigenthüm-

lich inwohnt, nachahmen, und Züchtigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe üben. Er hat, da er gut ist, anfangs aus gestaltlosem Stoffe die Welt der Menschen wegen gebildet; und die nun durch ihre Werke sich seines Planes würdig zeigen und mit ihren vernünftigen Kräften das ihm Wohlgefällige wählen, die werden nach unserer Ueberzeugung unvergänglich und leidenslos bei ihm wohnen und mit ihm herrschen.

Gerade wegen dieser Hoffnung auf das himmlische Reich kamen die Christen in den Verdacht, daß sie ein neues Reich gründen und so den römischen Staat umstürzen wollten. Justinus entgegnet, die Christen würden dann verleugnen, um nicht getödtet zu werden; und sich verbergen, um das erwartete Reich zu erleben. Aber sie haben ihre Hoffnung nicht auf Irdisches gesetzt und achten es für nichts getödtet zu werden. Uebrigens sind sie vielmehr vor allen Beförderer der friedlichen Ordnung; denn sie wissen, daß der Uebelthäter, der Habsüchtige, der Hinterlistige, so wie der Tugendhafte Gott nicht verborgen seien, und daß jeder nach dem Verdienste seiner Werke der ewigen Strafe oder Belohnung entgegengehe. Wäre das allbekannt, so würde man sich aus Furcht vor der Strafe nicht dem Bösen hingeben, sondern sich mit Tugend schmücken, um die göttlichen Güter zu erlangen. Aber ihr scheint zu fürchten, redet er den Kaiser an, daß alle Menschen recht handeln, und ihr niemand mehr zu strafen habt. Das wäre die Art von Scharfrichtern, nicht von guten Herrschern; und ihr, die ihr die Frömmigkeit und Weisheit liebet, werdet nicht unvernünftig handeln. Doch wollt ihr gleich unverständigen Menschen den gewohnten

Irrthum mehr als die Wahrheit ehren, so thut, was in euerer Macht steht. Allein auch Fürsten, wenn sie den Schein der Wahrheit vorziehen, können nicht mehr als Räuber in der Einöde thun; sie können die Menschen tödten! — Und überzeugt von der unbesiegbaren Kraft des Christenthums, ruft er dem Kaiser zu: ausrichten werdet ihr doch nichts! dieß hat die ewige Vernunft, der gerechteste und königlichste Herrscher, der Sohn und Gesandte Gottes vorausgesagt, unser Lehrer Jesus Christus, von welchem wir den Namen Christen haben.

In der bisherigen Darlegung wollte Justin die Gerechtigkeit seiner Forderung begründen, daß man die Christen nicht blos auf den Namen hin verfolge und strafe. Aber er begnügt sich nicht, nachgewiesen zu haben, daß die Verurtheilung seiner Glaubensgenossen den natürlichen Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes zuwider sei, da sie ohne den Beweis ihrer Schuld verurtheilt würden; er versucht auch darzuthun, daß die christlichen Lehren wahr und vernünftig, und die gottesdienstlichen Handlungen der Christen schuldlos seien.

Bisher hat er zu den Herrschern des römischen Reiches gesprochen, welche die Gesetze und das Recht handhaben; von jetzt an wendet er sich an Antoninus und Marc Aurel, als an Männer, welche die Wissenschaft lieben und durch philosophische Bildung befähigt sind, über religiöse Vorurtheile, über Volksmeinungen und Fabeln sich zu erheben und die Wahrheit frei anzuerkennen, wenn sie auch fremdartiges lehrt. Sehr treffend ist die Weise, in welcher Justinus seine Beweisgründe entwickelt. Den philosophisch gebildeten Fürsten stellt er das Christenthum

nicht als etwas undurchdringlich Geheimnißvolles dar, dem sich die menschliche Vernunft durchaus nicht nahen dürfe; sondern vielmehr als die Fülle aller vernünftigen Erkenntniß, als die allein sichere und fruchtbringende Philosophie. Wo immer sich eine Spur von Vernünftigkeit finde, da sei eine Verwandtschaft mit dem Christenthum, dessen Stifter die höchste Vernunft ist, die sich jedem Menschen mittheilt. Er kann nichts Größeres vom Christenthum aussagen, als daß alle Erkenntniß der Wahrheit, welche die gefeierten griechischen Philosophen besessen haben, nur eine Ahnung der göttlich geoffenbarten Wahrheit, oder ein leiser Nachklang derselben sei, welcher unter den heidnischen Völkern fortdauerte.

Eigenthümlich merkwürdig sind die jetzt folgenden Erörterungen Justins auch durch die offene Darlegung der christlichen Lehre und der gottesdienstlichen Feier. Die Christen pflegten nämlich damals selbst denjenigen, welche sich zur Aufnahme in ihre Gemeinschaft an sie wendeten, nicht sogleich, sondern nach längerer Vorbereitung durch Unterricht das vollständige Glaubensbekenntniß mitzutheilen. Das Heiligthum des Gottesdienstes wurde den nicht Eingeweihten wie ein Geheimniß verborgen. Justin dagegen zeigt, gleichwie er in seiner Forderung gerechten Urtheils dem Kaiser seinen christlichen Freimuth bewiesen, hier die unbefangenste Offenheit. Er theilt ohne Rückhalt das Bekenntniß der Christen mit, enthüllt ihre geheimnißvolle Feier und erklärt den Inhalt ihres heiligen Mahles. Ich will nichts verschweigen, sagt er, damit ich nicht bei einer Darlegung schlecht zu handeln scheine.

Er beginnt nun die Auseinandersetzung und Verthei-

digung der christlichen Lehre damit, daß er den Glauben an den dreieinigen Gott vorlegt. Die Christen, behauptet er, kann kein vernünftiger Mensch gottlos nennen, denn sie verehren den Schöpfer des Alls — nicht mit Blut- oder Trankopfer oder mit Rauchwerk, sondern mit Gebeten, mit Preisgesängen und mit feierlichem Danke für die Erschaffung und Erhaltung aller Dinge und für alles, was sie genießen, so wie mit Bitten, daß sie durch den Glauben an ihn das unvergängliche Leben erlangen mögen. Dieses hat sie Jesus, der Gesalbte, gelehrt, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden ist. Ihn halten sie für den Sohn des wahren Gottes, und haben ihn neben dem Vater an zweiter Stelle. In dritter Reihe ehren sie auf vernünftige Weise den prophetischen Geist.

Die Heiden nahmen besonders daran Anstoß, daß die Christen neben dem ewigen Gott und Schöpfer einen gekreuzigten Menschen anzubeten schienen und erklärten dieß für eine Thorheit. Allein Justin hält ein augenscheinliches Zeugniß für die Vernünftigkeit des Glaubens an Jesus entgegen, die herrlichen Früchte desselben. Er schildert mit beredten Worten die Umgestaltung des geistigen Lebens, welche die Christen an sich selbst erfahren haben, seitdem sie vom Götzendienste abgefallen sind und an den Gekreuzigten glauben. Wir, die wir uns einst an Unzucht erfreuten, sagt er, lieben jetzt nur die Keuschheit. Wir, die wir Zauberkünste anwendeten, haben uns selbst dem guten, ewigen Gott geweiht; die wir vor allem nach Besitz und Güter strebten, bringen jetzt unsere Habe gemeinschaftlich zusammen und theilen jedem Bedürftigen mit; die wir einander haßten und tödteten und Fremde

wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht an unserem Heerde zuließen, wir leben jetzt nach der Erscheinung des Gesalbten in brüderlicher Eintracht, beten für unsere Feinde und suchen diejenigen, die uns ungerecht hassen, zu überreden, daß sie den schönen Geboten des Gesalbten folgen, und mit uns die frohe Hoffnung haben mögen, zu Gott, dem Herrn aller, zu gelangen. Um dieß zu bekräftigen, führt Justinus aus den heiligen Schriften die Aussprüche des Herrn an über Züchtigkeit, über allgemeine Menschenliebe und Freigebigkeit gegen die Armen, über die Geduld, die Dienstfertigkeit und Sanftmuth, über die Vermeidung des Eides und die Wahrheitsliebe und über den Gehorsam gegen die Fürsten. Die Kaiser sollten Menschen nicht verschmähen, welche nach so guten Vorschriften leben, den Herrschern freudig dienen und für sie bitten, daß sie nebst der Herrschermacht auch Besonnenheit haben.

Wäre Jesus auch nur gewöhnlicher Mensch, erörtert Justin weiter, so verdiente er wegen seiner Weisheit, Sohn Gottes zu heißen, da die Schriftsteller Gott den Vater der Menschen nennen. Wenn aber die Christen lehren, daß derselbe eigentlicher Sohn Gottes, aus Gott geboren, und Gottes Wort sei, so dürfen die Heiden ihnen auch dieses nicht verargen, da sie den Hermes das von Gott gesandte Wort nennen. Ueberhaupt findet sich in den Mythen von Hermes, Aeskulap, Bacchus, von Perseus und anderen, und in den Meinungen der griechischen Philosophen vieles, was den christlichen Lehren vom Sohne Gottes, von seiner Erzeugung aus Gott und seiner Menschwerdung, von seinem Kreuztode und seiner Himmelfahrt ähnlich scheint. Aber die Christen besitzen allein die Wahr-

heit, die dichterischen Göttersagen sind eine Entstellung derselben. Nur Jesus Christus ist der eigentliche einziggezeugte Sohn Gottes, der nach dem Willen des Vaters zur Erlösung und Wiederherstellung der Menschheit Mensch wurde. Für den größten und sichersten Beweis davon hält Justinus die Erfüllung der Weissagungen und erläutert eine Reihe derselben, in welchen die Ankunft des Heilandes, seine Geburt aus der Jungfrau, seine Wunderthätigkeit, sein Leiden und seine Verherrlichung und die Ausbreitung des Wortes Gottes vorausgesagt wurde.

Wie oftmals in dieser Schrift, weiset er auch hier auf die Strafe hin, welche einst die freiwillig Ungläubigen treffen wird. Aber man könnte einwenden, Jesus Christus sei vor hundert und fünfzig Jahren erschienen, und daher seien wenigstens alle Menschen, die früher lebten, unschuldig. Justinus widerlegt diese Einwendung mit dem großartigen Gedanken, der Sohn Gottes habe schon vor seiner Menschwerdung erleuchtend auf die ganze Menschheit eingewirkt. Christus, der Erstgeborne Gottes, lehrt er, ist die Vernunft, deren das ganze Menschengeschlecht theilhaftig war. Und die der Vernunft gemäß lebten, die sind Christen, wenn sie auch für Gottesleugner gehalten wurden. Solche waren unter den Griechen Sokrates, Heraklit und ähnliche, unter den Nichtgriechen Abraham, Ananias, Azarias und Misael, Elias und viele andere. Deßwegen waren auch diejenigen, die vor Christus ohne Vernunft lebten, dessen Feinde, schlechte Menschen und Mörder der Vernunft gemäß Lebenden. Die mit Vernunft lebten und leben, die sind Christen und furchtlos und unerschütterlich.

Während so der Glaube an Jesus, den Sohn Gottes, durch die Weissagungen der Propheten bekräftigt wird, fährt Justinus fort, haben die von den Dichtern überlieferten Göttersagen gar keine Beweise für sich. Sie sind zur Täuschung und Verführung der Menschheit unter Einwirkung der Dämonen erfunden worden. Als diese nämlich erfuhren, daß die Propheten den Sohn Gottes verkündeten, veranlaßten sie es, daß von Söhnen des Zeus gesprochen wurde, damit die Menschen auch die Botschaft von dem wahren Sohne Gottes für eine abenteuerliche Fabel halten möchten. Ja, nachdem Christus schon erschienen, wie ihn die Propheten vorausgesagt, haben sie Irrlehrer aufgestellt, welche entweder wie Simon aus Samaria die Menschheit durch Zauberei täuschten und in der Täuschung erhielten, oder unter dem Vorgeben, eine tiefere Erkenntniß des Christenthums zu besitzen, einen andern Gott als den Schöpfer des Weltalls, und einen andern Sohn desselben lehren. Denn nur dieß eifern sie zu bewirken, daß der Sinn der Menschen von Gott dem Schöpfer und seinem Erstgebornen abgelenkt werde. Aber nachdem es ihnen nicht gelungen ist, fügt Justinus hinzu, die Ankunft des Gesalbten zu verbergen, so stiften sie es doch an, daß uns diejenigen hassen und tödten, welche unvernünftig leben, in schlechten Sitten erzogen sind und den Schein lieben. Wir aber hassen diese nicht, sondern wünschen aus Mitleid, daß sie sich ändern.

Auch die Anklänge an die christliche Lehre vom Sohne Gottes in den Schriften der griechischen Weltweisen, meint Justinus, seien nur wie verwischte Spuren der Wahrheit. Denn die Philosophen hätten aus den Büchern der Pro-

pheten geschöpft, aber ihren Inhalt nicht recht verstanden. Eben darin zeige sich die Vorzüglichkeit des Christenthums, daß es allen Menschen so klare Erkenntniß mittheile. Was den Philosophen dunkel blieb, sagt er, lernen bei uns Leute, welche nicht einmal die Züge der Buchstaben kennen. Der Sprache nach ungebildet und Barbaren, sind sie ihrem Verstande nach weise und gläubig. Nicht durch menschliche Wissenschaft, sondern durch Gotteskraft wird dieß bewirkt.

Diese geistige Erleuchtung, so wie die innere Erneuerung wird bei der Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen empfangen. Justinus beschreibt nun diese feierliche Handlung ausführlich, gewiß auch in der Absicht, den unsinnigen Gerüchten zu widersprechen, welche über dieselbe verbreitet waren.

Diejenigen nämlich, berichtet er, welche von der Wahrheit dessen, was sie von uns gehört haben, überzeugt nach unsern Vorschriften zu leben versprechen, werden angewiesen, zu fasten und Gott um Verzeihung ihrer Sünden zu bitten, indem auch wir mit ihnen beten und fasten. Dann werden sie von uns an einen Ort geführt, wo Wasser ist, und werden wiedergeboren in der Weise der Wiedergeburt, nach welcher auch wir selbst wiedergeboren worden sind. Im Namen Gottes des Vaters und Herrn des Alls, und unsers Heilandes Jesus Christus und des heiligen Geistes nehmen sie das Bad im Wasser. Denn Jesus hat gesagt: wenn ihr nicht wiedergeboren werdet, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.

Dieses Bad wird Erleuchtung genannt, weil diejenigen, die solches lernen, geistig erleuchtet werden.

Nach dem Bade führen wir den Gläubigen zur Versammlung der Brüder, um für uns, für den Erleuchteten und für alle Andern überall gemeinsame, kräftige Gebete zu verrichten, daß wir, nachdem wir die Wahrheit erkannt, der Gnade gewürdigt werden, in Werken gut zu leben, die Gebote zu erfüllen und so das ewige Heil zu erlangen.

Nach dem Gebete begrüßen wir uns einander mit dem Kusse. Dann wird dem Vorsteher der Brüder Brod und in einem Kelche Wein mit Wasser gemischt dargereicht; dieser nimmt es, spricht Lob und Preis dem Vater des Alls durch den Namen seines Sohnes und des heiligen Geistes und sagt ausführlich Dank dafür, daß er uns dieser Gaben gewürdigt. Hat er das Gebet und die Danksagung vollendet, so stimmt das ganze anwesende Volk ein: Amen, d. h. es geschehe. Dann reichen diejenigen, welche wir Diaconen nennen, jedem der Gegenwärtigen von dem Brode, vom Weine und Wasser, worüber der Dank ausgesprochen wurde, und bringen davon den Abwesenden.

Diese Nahrung wird bei uns Eucharistie, d. h. Dank, genannt. Keinem ist erlaubt, daran Theil zu nehmen, als dem, der glaubt, daß unsere Lehre wahr sei, der im Bade zur Nachlassung der Sünden und zur Wiedergeburt gewaschen wurde und der so lebt, wie der Gesalbte gelehrt hat.

Denn wir nehmen das nicht wie gemeines Brod und gemeinen Trank; sondern wie unser Erlöser Jesus Christus, durch Gottes Wort Fleisch geworden, zu unserem Heile Fleisch und Blut gehabt, so ist nach unserer Lehre jene Nahrung, über welche mit dem Worte des Gebetes, das von ihm ist, Dank gesprochen wurde, das Fleisch und Blut des fleischgewordenen Jesus.

Die Apostel haben nämlich in ihren Denkschriften, welche Evangelien genannt werden, überliefert, daß ihnen so zu thun befohlen wurde. Jesus habe Brod genommen und, nachdem er Dank gesagt, gesprochen: thuet dieß zu meinem Andenken, das ist mein Leib. Auch den Kelch habe er genommen und, nachdem er Dank gesagt, gesprochen: dieses ist mein Blut. Und ihnen allein habe er es gereicht.

Wir aber erinnern uns einander immer daran. Auch geben die Vermögenden den Dürftigen Unterstützung und wir halten immer unter einander zusammen. Und für alles, was wir genießen, preisen wir den Schöpfer des Alls durch seinen Sohn Jesus, den Gesalbten, und durch den heiligen Geist.

Auch die gewöhnliche gottesdienstliche Feier der Christen beschreibt Justinus.

An dem nach der Sonne benannten Tage kommen alle, sowohl die in der Stadt als die auf dem Lande wohnen, zusammen, und es werden, so lange es die Zeit gestattet, die Denkschriften der Apostel oder die Schriften der Propheten vorgelesen. Nach der Lesung hält der Vorsteher eine Rede und ermahnt zur Beherzigung und Nachahmung so schöner Dinge. Dann stehen wir alle auf und beten. Haben wir das Gebet geendigt, so wird Brod, Wein und Wasser dargebracht und der Vorsteher betet und sagt Dank so viel er vermag; das Volk stimmt ein, indem es spricht: Amen. Das, worüber die Danksagung gesprochen wurde, wird vertheilt und jeder empfängt davon; den Abwesenden wird durch die Diaconen davon gesandt.

Dann geben die Wohlhabenden und wer will jeder nach seinem Belieben, und das Gesammelte wird bei dem Vorsteher niedergelegt; dieser unterstützt damit Waisen und Wittwen und die wegen Krankheit oder aus anderen Ursachen dürftig oder in Banden sind, auch die Fremdlinge und Gäste; er ist der Pfleger aller Nothleidenden.

Am Sonntag, setzt Justinus hinzu, halten wir unsere Zusammenkünfte, weil es der erste Tag ist, an welchem Gott die Bildung der Welt begann, indem er das Licht werden ließ, und weil unser Heiland Jesus, der Gesalbte, an demselben Tage von den Todten auferstanden ist.

Dann fügt er sogleich den Schluß seiner Vertheidigungsschrift mit folgenden kräftigen Worten an: wenn euch das, was wir euch vorgelegt haben, der Vernunft und der Wahrheit gemäß scheint, so haltet es in Ehren. Scheint es euch aber leeres Geschwätz zu sein, so verachtet es als solches! nur sprecht nicht, wie gegen Feinde, das Todesurtheil über Menschen, die nichts verschuldet haben. Denn wir sagen es euch voraus, ihr werdet dem künftigen Gerichte Gottes nicht entgehen; wir aber werden ausrufen: Es geschehe, was Gott gefällt!

Vielleicht hat die Schrift Justins auf das Gemüth des Kaisers Antoninus einigen Eindruck gemacht und dazu beigetragen, daß derselbe die Christen schonte. Bei Marcus Aurelius dagegen blieb die Vertheidigung der Verfolgten wirkungslos. Denn als er nach Antonins Tode zur Herrschaft kam (161—180), begannen für die Christen harte, bedrängnißvolle Zeiten.

Vielerlei wirkte zusammen, um diesen sonst gerechten, weisen und man darf wohl sagen tugendhaften Fürsten zu

einem unversöhnlichen Gegner der christlichen Religion zu machen. Vor allem trug dazu seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der stoischen Philosophie bei. Da das Wesen des Heidenthums die Vergötterung der Natur ist, so darf die stoische Philosophie die eigentlich heidnische Weltweisheit genannt werden. Denn die Gottheit der Stoiker ist nur die allgemeine Weltseele, aus welcher alles Besondere ausfließt, und in die nach einem bestimmten Verlaufe alles wieder zurückkehrt. Die göttliche Vernunft ist die schaffende und bildende Naturkraft, das allgemeine Gesetz, die nothwendige Weltordnung, das Verhängniß, dem alles unbedingt unterworfen ist, gleich wie nach dem heidnischen Mythus selbst die Götter durch das Geschick gebunden sind.

Diese Weltanschauung ist der gerade Widerspruch gegen die christliche Lehre von einem persönlichen Gotte und unbedingt freien Schöpfer; von der Vernunft oder dem Worte Gottes, das in Jesus Christus auf die Erde gekommen ist. Besonders den Stoikern mußte der christliche Glaube an die göttliche Dreieinigkeit und an den Gottmenschen eine Thorheit scheinen.

Die stoische Sittenlehre war auf die Meinung gegründet, daß der Gegensatz von Gut und Bös, von Wohl und Weh zur Darstellung der Weltharmonie nothwendig sei. Die höchste Weisheit und Tugend wäre, ruhig dem nothwendigen Kreislauf der Dinge sich fügen und sein einzelnes Dasein dem Ganzen opfern. Der Gebildete, sagt Marc Aurel in seinen Betrachtungen, spricht ehrfurchtsvoll zu der Natur, die alles gibt und alles nimmt: gib, was du willst und nimm, was du willst.

Durch solche Lehren konnten allerdings, zumal unter

den ernsten Römern, strenge, trotzige Charaktere gebildet werden; den Adel wahrer Sittlichkeit, gegründet auf Anerkennung menschlicher Freiheit und eines persönlichen heiligen Gottes, vermochten sie nicht zu verleihen. Eben die Tugenden, welche die christlichen Sitten kennzeichnen, Menschlichkeit, Milde und Erbarmen, galten den Stoikern für eine Seelenstörung, für eine Anwandlung menschlicher Schwäche. Die stoische Weltweisheit kannte keine reine irdische Freude, den Vorgenuß ewiger Seligkeit; das Glück, lehrte sie, ist leidensloses Ertragen der unabwendbaren Fügung, und des Todes als einer guten Nothwendigkeit. Ihr mußte daher das Christenthum mit seiner frohen Botschaft vom Reiche Gottes, von der Unsterblichkeit des Geistes, von der Auferstehung, Verklärung und ewigen Beseligung des Fleisches ein lächerlicher Irrthum und der freudige Muth, mit dem die Christen dem Tode entgegengingen, eine thörichte Ueberspannung dünken.

In diesem Sinne hat sich auch Marc Aurel ausgesprochen. Die Seele soll bereit sein, sagt er, wenn sie den Körper verlassen muß, entweder zu erlöschen oder aufgelöst zu werden, oder noch eine Zeit lang mit dem Körper fortzudauern. Diese Bereitwilligkeit muß aber aus eigenem Urtheil hervorgehen, nicht aus einer bloßen Widerspenstigkeit, wie bei den Christen. Es muß ohne Rednerei, mit Ueberlegung und Würde geschehen, so daß man auch andere überzeugen kann.

So war dieser Kaiser seiner innigsten, tiefsten Ueberzeugung nach ein Feind der Christen, und desto gefährlicher war ein solcher Feind, weil er aus edlen sittlich strengen Beweggründen zu hassen schien.

Zugleich war Marc Aurel ein frommer Verehrer der vaterländischen Götter. Mit einer gewissen Vorliebe verwaltete er das oberpriesterliche Amt. Er glaubte, daß die Fortdauer des Reiches von der Bewahrung des Götterdienstes abhinge. Als in Italien die Pest wüthete, sah er darin eine Mahnung, die altrömischen Religionsgebräuche mit aller Genauigkeit wiederherzustellen. Er rief von allen Seiten Priester nach Rom, um durch religiöse Feierlichkeiten die Seuche abzuwenden. Während seiner Rüstung zum Kriege gegen die Markomannen ließ er so viele Opferthiere schlachten, daß auch die Heiden darüber spotteten.

Als Oberhaupt des Staates mußte sich daher Aurelius verpflichtet fühlen, die alte Religion zu beschützen, und das Christenthum, wie es nur immer geschehen könnte, zu unterdrücken.

Es erschienen neue Verordnungen gegen die Christen. Der Kaiser Trajan hatte das Aufspüren derselben verboten. Jetzt sollten sie wieder, wie es unter dem verworfenen Domitian geschehen war, von Spähern aufgesucht und die standhaft Bekennenden durch Martern zur Verleugnung ihres Glaubens gezwungeu werden. Wir haben erfahren, lautet ein kaiserlicher Befehl, daß von denen, die sich in unseren Zeiten Christen nennen, die Staatsgesetze verletzt werden. Laßt sie ergreifen und bestraft sie mit verschiedenen Martern, wenn sie den Göttern nicht opfern; doch so, daß Gerechtigkeit mit der Strenge verbunden sei, und daß die Strafe aufhöre, wenn der Zweck erreicht ist, die Verbrecher zu tilgen.

Auf solche Befehle hin erhob sich in vielen Gegenden das heidnische Volk, um die verhaßten Christen zu quälen

und zu verderben. Es wurde unterstützt durch den grausamen Diensteifer der Statthalter und obrigkeitlichen Behörden. In der pontischen Provinz reizte der Zauberer Alexander von Abonoteichos die Menge auf. Bevor er seine Gaukeleien zeigte, rief er aus: hinweg, wenn ein Gottloser, ein Christ oder ein Epikuräer sich als Kundschafter eingeschlichen hat! Als man in den Städten seinen Künsten nicht mehr traute, schrie er, der Pontus sei voll götterleugnender Christen und forderte das Volk auf, sie zu steinigen, sonst würde es den Zorn der Götter auf sich laden.

Die Lage der Christenheit war furchtbarer als je. Wie noch nie vorher, schrieb ein Bischof an den Kaiser, wird jetzt das Geschlecht der Gottesverehrer durch neue Verordnungen verfolgt; denn unverschämte, nach fremden Gute begierige Angeber plündern, da sie in den Verordnungen die Veranlassung dazu finden, die Unschuldigen Tag und Nacht. Möge dieß recht sein, wenn es nach deinem Befehle geschieht; denn ein gerechter Kaiser wird nie etwas Ungerechtes beschließen; und wir nehmen gerne die Ehre eines solchen Todes auf uns. Aber nur die Bitte legen wir dir vor, daß du selbst diese widersetzlichen Menschen kennen lernen und gerecht entscheiden mögest, ob sie Strafe und den Tod oder Rettung und Ruhe verdienen. Wenn jedoch dieser neue Befehl, welcher nicht einmal gegen feindliche Barbaren so erlassen werden sollte, von dir selbst herrührt, so bitten wir dich desto mehr, uns nicht einer solchen öffentlichen Plünderung preisgeben zu lassen.

Die Verfolgung traf im Jahre 167 auch die Gemeinde von Smyrna in Kleinasien, und nebst mehreren andern

gab der ehrwürdige Bischof Polykarp, ein Schüler des Apostels Johannes, sein Leben zum Zeugnisse für Jesus, den Sohn Gottes, hin. Wir haben davon eine anschauliche Schilderung in einem Rundschreiben, welches die Kirche von Smyrna an andere Gemeinden erließ.

Der Statthalter suchte die Christen durch Zureden, durch Drohungen, durch den Anblick der Foltern und der wilden Thiere, denen sie vorgeworfen werden sollten, zur Verleugnung des Glaubens zu bewegen; war dieß vergeblich, so wurden Martern angewendet und dann die Standhaften zum Tode verurtheilt. Die schimpflichsten Todesarten wurden gewählt.

Unter den größten Peinigungen, deren Anblick selbst das Mitleid der umstehenden Heiden erregte, blieben die hochherzigen Bekenner des Gesalbten ruhig und gelassen. Sie zeigten uns allen, sagte die Gemeinde in ihrem Briefe, daß sie unter den Qualen von ihrem Leibe abwesend waren; oder vielmehr, daß der Herr ihnen beistand und ihnen zusprach; und an seine Gnade sich haltend verachteten sie die Martern der Welt. Mit den Augen des Geistes schauten sie auf die Güter, welche den Geduldigen aufbewahrt sind.

Besonders wird ein Germanicus gerühmt, der durch seine Standhaftigkeit auch die Verzagten stärkte. Ein anderer, Quintus aus Phrygien, ließ sich einschüchtern. Er hatte sich selbst angegeben. Als der Statthalter in ihn drang und er die wilden Thiere sah, unterlag er, schwur bei den Göttern und opferte. Dieses berichtend setzte die Gemeinde hinzu: deßwegen loben wir diejenigen nicht, welche sich selbst preisgeben; denn so lehrt das Evangelium nicht.

Durch den unbeugsamen Muth der Christen wurde der Zorn des Volkes noch mehr entflammt. Man rief stürmisch: hinweg mit den Gottlosen! sucht den Polykarp auf!

Polykarp hörte es und wollte ruhig in der Stadt bleiben. Aber die Gemeinde bat ihn, sich zu flüchten. Er entwich auf einen nahegelegenen Landsitz. Hier verweilte er mit einigen Freunden, Tag und Nacht seiner Gewohnheit gemäß für alle Kirchen auf der Welt betend. Drei Tage bevor er ergriffen wurde kam es ihm im Traume vor, daß sein Kopfkissen brenne. Er deutete dieß auf seinen Tod und sprach weissagend zu seinen Hausgenossen: ich soll lebendig verbrannt werden. Da er aufgesucht wurde (denn seine Zufluchtsstätte war von Leuten aus seiner Umgebung verrathen worden), begab er sich nach einem andern Landsitze. Sogleich erschienen die Späher; sie ergriffen zwei Sklaven, deren einer den Aufenthalt Polykarps angab. Der Polizeibeamte Herodes wünschte sehr, ihn bald in das Amphitheater zu bringen, wo das Volk zur Beschauung der Thierkämpfe sich versammelte. An einem Freitage gegen Abend erschienen nun Häscher und Reiter mit den gewöhnlichen Waffen und fanden ihn im oberen Gemache eines kleinen Hauses. Er hätte von da aus auf ein anderes Landhaus entweichen können, aber er wollte nicht und sprach: der Wille Gottes geschehe. Er stieg hinab zu den Häschern und redete mit ihnen. Sie wunderten sich über sein hohes Alter und seine Freudigkeit und darüber, daß sie so viel Eifer angewendet, einen solchen Greis einzufangen. Er ließ ihnen Speise und Trank, so viel sie wollten, vorsetzen, bat sie aber, ihm eine Stunde zu ruhigem Gebete zu gewähren. Als sie es ihm gestattet, betete

er stehend voll der Gnade Gottes zwei Stunden lang, so daß die Heiden selbst von seiner Andacht gerührt waren.

Nachdem er sein Gebet geendigt hatte, in welchem er aller, mit denen er je umgegangen war, und der ganzen allgemeinen Kirche gedachte, wurde er am Vorabende des Pfingstfestes auf einem Esel zur Stadt geführt. Der Polizeibeamte Herodes und sein Vater Nicetas kamen ihm auf einem Wagen entgegen. Sie nahmen ihn zu sich und redeten ihm zu: was ist es denn Böses, den Kaiser Herr zu nennen und zu opfern, um sich zu retten? Anfangs antwortete er ihnen nicht; da sie ihm aber zusetzten, sagte er: ich will nicht thun, was ihr mir rathet. Nun fuhren sie ihn mit harten Worten an und stießen ihn mit Heftigkeit aus dem Wagen, so daß sein Schienbein verletzt wurde. Ohne sich umzuwenden ging er freudig und gelassen, als wäre ihm nichts geschehen, weiter.

Als er in das Amphitheater geführt wurde und man erfuhr, daß Polykarp ergriffen worden, entstand lautes Getöse. Er wurde dem Statthalter vorgestellt, der ihn fragte, ob er der Polykarp sei. Da er es bejahte, redete jener ihm zu, daß er verleugnen möchte. Schone dein hohes Alter, sagte er, schwöre bei dem Schutzgotte des Kaisers, ändere deinen Sinn und sprich: hinweg die Gottlosen! Polykarp schaute mit ernstem Angesichte auf die Schaar der Heiden umher, streckte die Hand nach ihnen aus, blickte seufzend gegen den Himmel und sprach: hinweg die Gottlosen! Der Statthalter fuhr fort, in ihn zu dringen: schwöre, so entlaß ich dich; schmähe den Christus. Polykarp entgegnete: sechs und achtzig Jahre diene

ich ihm und er hat mir nie ein Leid gethan; wie könnte ich meinen König und Heiland lästern? Als der Statthalter fortfuhr: schwöre bei dem Schutzgotte des Kaisers! erwiederte er: suchst du eitlen Ruhm darin, daß ich bei dem Glücke des Kaisers schwöre und stellest dich, als wüßtest du nicht, wer ich bin, so vernimm es öffentlich: ich bin ein Christ. Wenn du aber die Lehre der Christen erfahren willst, so bestimme einen Tag und höre mich an. Der Statthalter entgegnete: überrede das Volk. Polykarp antwortete: dich habe ich einer Rede gewürdigt; denn wir sind gelehrt, den Gewalthabern und Obrigkeiten, die von Gott geordnet sind, geziemende Ehre zu erweisen. Jene aber achte ich nicht werth, daß ich mich vor ihnen vertheidige. Ich hab' aber wilde Thiere, versetzte der Statthalter, diesen laß ich dich vorwerfen, wenn du den Sinn nicht änderst! — Laß sie kommen, entgegnete Polykarp; wir können unseren Sinn nicht vom Guten zum Schlechten wenden, aber für schön halten wir es, vom Bösen zum Gerechten überzugehen. Der Statthalter drohte: ich werde dich vom Feuer verzehren lassen, wenn du den Sinn nicht änderst! Du drohst, sprach Polykarp, mit Feuer, welches eine Stunde lang brennt und dann erlischt; denn du kennst nicht das Feuer des künftigen Gerichtes und der ewigen Strafe, welches für die Gottlosen bereitet ist. Doch was zögerst du? laß kommen, was dir beliebt!

Noch mehreres sprach Polykarp mit Muth und Freude. Der Statthalter ließ nun durch seinen Herold in der Mitte des Amphitheaters dreimal ausrufen: Polykarp hat bekannt, daß er ein Christ sei. Als der Herold dieß verkündet, rief die ganze Schaar der Heiden und der Juden, welche in

Smyrna wohnten, mit unbändiger Wuth und mit lautem Geschrei: dieser ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der so viele lehrt, die Götter nicht anzubeten und ihnen nicht zu opfern. Zugleich schrieen sie dem Aufseher der Thierkämpfe zu, er solle einen Löwen gegen Polykarp loslassen. Er verweigerte es, weil die Thierkämpfe geendigt waren. Da riefen sie einstimmig, Polykarp solle verbrannt werden. So wurde das Traumgesicht vom brennenden Kissen erfüllt. Der Pöbel eilte, aus den Werkstätten und Bädern Holz zusammenzubringen und die Juden halfen wie gewöhnlich besonders eifrig dazu. Als man Polykarp an den Pfahl des Scheiterhaufens mit Nägeln befestigen wollte, sagte er: laßt mich so; er, welcher es mir verliehen hat, das Feuer auszuhalten, wird mir auch geben, daß ich auf dem Scheiterhaufen fest stehe. Und sie banden ihm die Hände rückwärts. Dann betete er gegen den Himmel schauend: Herr, allmächtiger Gott, Vater deines geliebten und gesegneten Sohnes Jesus Christus, durch welchen wir Kenntniß von dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung und des ganzen Geschlechtes der Gerechten, die vor dir leben! ich preise dich, weil du mich gewürdigt hast, in dieser Stunde, in Genossenschaft deiner Blutzeugen an dem Kelche deines Gesalbten Theil zu nehmen. Ich lobe dich für alles und verherrliche dich mit dem ewigen und himmlischen Jesus Christus, deinem geliebten Sohne, mit welchem dir und dem heiligen Geiste Ehre sei jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem Polykarp Amen gesprochen, wurde das Feuer angezündet, und da ihn die Flammen nicht

schnell verzehrten, durchbohrte ihn der Hinrichter mit dem Dolche.

Auf Veranlassung der Juden ging Nicetas, der Vater des Polizeibeamten Herodes, den Statthalter an, er solle den Leichnam Polykarps nicht den Christen zum Begraben herausgeben, damit sie nicht, sagte er, den Gekreuzigten verlassen und diesen zu ehren anfangen. Sie wußten nicht, bemerkte die Gemeinde in ihrem Schreiben, daß wir den Gesalbten, welcher für das Heil aller, die in der ganzen Welt gerettet werden, gestorben ist, nimmermehr verlassen und daß wir keinen andern anbeten können. Denn ihn beten wir als Sohn Gottes an; die Blutzeugen, diese Schüler und Nachahmer des Herrn, lieben wir mit Recht wegen ihrer unübertrefflichen Liebe zu ihm, ihrem König und Meister. Möchten doch auch wir ihre Genossen und Mitschüler werden.

Als der Hauptmann der Wache die Gährung unter den Juden bemerkte, ließ er den Leichnam mitten in das Feuer legen und verbrennen. Wir aber, berichtete die Gemeinde, nahmen die Gebeine, die uns kostbarer als Edelsteine und Gold sind, heraus und hinterlegten sie an geziemender Stätte. Da werden wir uns auch nach Möglichkeit versammeln und mit Freude und Jubel den Jahrestag des Blutzeugnisses feiern, sowohl zum Andenken derer, die gekämpft haben, als zur Uebung und Zurüstung derjenigen, die noch kämpfen werden. —

Die Gemeinde von Smyrna sah in der Art, wie ihr Vorsteher für das Bekenntniß des Herrn sein Leben hingab, ein Muster des Martyriums, welches dem Evangelium gemäß ist. Denn er wartete, schrieb sie, bis er

überliefert wurde, wie unser Herr, damit auch wir ihm nachfolgen sollen, indem wir nicht nur auf das, was zu unserem Heile dienlich ist, sondern auch auf das, was dem Nächsten frommen möge, sehen. Dieß ist nämlich die Eigenthümlichkeit der wahren und festen Liebe, daß man eben so das Heil aller Brüder wie sein eigenes sucht.

Der Tod des ehrwürdigen Bischofs bewirkte überdieß seiner Kirche den Frieden. Der Statthalter machte der Verfolgung ein Ende, nachdem er der Volkswuth ein solches Opfer gebracht hatte.

Nicht weniger heftig war die Verfolgung in der Hauptstadt Rom. Justin richtete eine zweite, kleinere Schrift zur Vertheidigung der Christen an Marcus Aurelius. Die Veranlassung dazu gab folgende Begebenheit. Eine Frau war mit einem lasterhaften heidnischen Manne verehelicht und hatte früher selbst ausschweifend gelebt. Nachdem sie die christlichen Lehren kennen gelernt, nahm sie keusche Gesinnung an und bemühte sich auch ihren Mann zu bewegen, daß er den Lastern entsagte. Es war vergeblich und die Frau glaubte sich von ihm trennen zu müssen. Auf die Bitten ihrer Verwandten blieb sie noch eine Zeit lang mit ihm zusammen. Nun reiste derselbe nach Alexandria und gab sich dort zügelloser als je schändlichen Lüsten hin. Die Frau schickte ihm hierauf den Scheidebrief zu und trennte sich von ihm. Nach seiner Rückkehr klagte er sie an, daß sie eine Christin sei. Zum Verhör vorgeladen bat sie um kurzen Aufschub, damit sie ihre häuslichen Angelegenheiten ordnen könnte. Er wurde ihr gewährt. Der Mann wandte indeß seinen Groll gegen einen Christen,

Ptolemäus, der seine Frau in der christlichen Lehre unterrichtet hatte. Er gab ihn an, und Ptolemäus bekannte bei dem Verhör offen seinen christlichen Glauben. Als ihn der Stadtpräfect Urbicus zum Tode verurtheilte, trat Lucius, ein Christ, vor denselben und hielt ihm die Ungerechtigkeit seines Verfahrens vor; daß er einen Mann, der keines Verbrechens schuldig sei, blos wegen des christlichen Namens strafe. Ein solches Gericht sei unwürdig des gottesfürchtigen, weisheitliebenden Kaisers und des erhabenen Senates. Urbicus entgegnete nur: du scheinst mir auch ein solcher zu sein? Allerdings! erwiederte Lucius, und der Präfect ließ auch ihn zur Hinrichtung abführen. Noch ein Dritter kam hinzu und wurde eben so verurtheilt.

Den Klagen der Christen über die Willkür eines solchen Verfahrens und über die Bedrängniß, welche sie litten, setzten die Heiden auch noch Hohn entgegen. Da ihr durch den Tod alle zu Gott zu gelangen hoffet, sagten sie, so tödtet euch selbst, und überhebt uns der Mühe. Oder wenn der Gott, der euch besonders beschützt, so mächtig ist, warum unterlieget ihr eueren Gegnern? Diesen Hohn wies Justin in seiner Schrift zurück. Er selbst erwartete, daß er auf Anstiften falscher Freunde und schlechtgesinnter Hausgenossen oder wenigstens des Philosophen Crescens am Kreuze sterben werde. Crescens nämlich wiegelte den Pöbel gegen die Christen auf, indem er sie öffentlich der Gottlosigkeit beschuldigte. Justin aber hatte ihn mehrmals in Unterredungen widerlegt und ihn so besonders gegen sich erbittert. Nicht lange nachher traf ein, was er erwartete. Er wurde mit mehreren Christen ergriffen und vor den Richterstuhl des Stadtpräfecten Rusticus geführt.

Wohlan! redete ihn Rusticus an, zeige dich den Göttern und den Befehlen des Kaisers gehorsam. Justin entgegnete: niemand kann rechtmäßig verurtheilt werden, der den Geboten unseres Heilandes Jesus Christus gehorcht. Der Präfect fragte ihn: welcher Art von Wissenschaft huldigst du? Ich habe verschiedenartige Wissenschaften kennen gelernt, antwortete Justin, und habe sie alle geprüft. Endlich habe ich mich der Lehre der Christen ergeben, obgleich sie den durch Vorurtheil Verblendeten mißfällt. Was ist die Lehre der Christen? fragte Rusticus und Justin legte ein kurzes Glaubensbekenntniß ab. Nachdem er noch auf die Erkundigung, wo die Christen sich versammeln und an welchem Orte er selbst seinen Schülern Unterricht ertheilt habe, Antwort gegeben, sagte der Präfect: du bist also ein Christ? und Justin erwiederte: allerdings, ich bin Christ.

Hierauf wandte sich Rusticus mit Fragen an die andern: und du, Chariton, bist auch ein Christ? Mit Gottes Hülfe, antwortete dieser. Auch Charitana erwiederte auf dieselbe Frage, daß sie durch Gottes Gnade eine Christin sei. Da sagte Rusticus zu Euelpistus: wer bist denn du? Ein Knecht des Kaisers, antwortete er, aber ein Christ, dem der Gesalbte die Freiheit geschenkt hat; und durch seine Gnade bin ich derselben Hoffnung theilhaftig geworden, welche diese hier haben. Dann fragte der Präfect den Hierax, ob er ein Christ sei. Gewiß! versetzte derselbe, ich bin Christ und bete denselben Gott, wie diese, an. Hat euch Justin zu Christen gemacht? fragte der Richter. Hierax antwortete: ich war es schon

und werde es fernerhin sein. Da fiel Päon ein: ich bin auch Christ. Wer hat denn dich gelehrt? fragte der Richter. Päon erwiederte: von meinen Eltern habe ich dieses gute Bekenntniß empfangen. Nach ihm erklärte Euelpistus: ich hörte zwar mit großem Vergnügen die Reden des Justin, aber ich habe von meinen Eltern das Christenthum gelernt. — Wo wohnen diese? — In Cappadocien. Darauf fragte Rusticus den Hierax, wo seine Eltern wohnten. Mein wahrer Vater ist Christus, antwortete dieser, und seine Lehre ist meine Mutter; meine irdischen Eltern sind gestorben. Uebrigens bin ich von Ikonium hieher gekommen.

So fragte Rusticus auch den Liberianus aus. Dann wandte er sich wieder an Justin: höre du, der so beredt sein soll und die wahre Lehre zu besitzen meint, bist du überzeugt, in den Himmel hinaufzukommen, wenn ich dich vom Kopf bis zu den Füßen geißeln lasse? Ich hoffe es, versetzte Justin, denn ich weiß, daß allen Beobachtern der Gebote des Gesalbten die göttliche Gnade bewahrt wird. Also meinst du, fuhr Rusticus fort, daß du in den Himmel kommen und dort eine Belohnung empfangen wirst? Ich meine nicht, sondern ich weiß es, entgegnete Justin, ich bin dessen so gewiß, daß ich nicht daran zweifle. Da sprach der Richter: nun einmal zur Sache! kommt her und opfert einmüthig den Göttern. Wenn ihr unseren Befehlen nicht gehorchen wollt, so werdet ihr ohne Erbarmen gepeinigt werden. Eben das wünschen wir, erklärte Justin, daß wir wegen unseres Herrn Jesus Christus Martern leiden und selig werden. Denn dieß wird uns beseligende Freudigkeit gewähren vor dem furchtbaren

Richterstuhle unseres Herrn und Heilandes, vor welchem die ganze Welt auf Gottes Befehl erscheinen wird.

Aehnliches sagten auch die übrigen Bekenner und fügten hinzu: thu schnell, was du willst; denn wir sind Christen und opfern den Götzen nicht.

Der Richter sprach hierauf das Urtheil, daß sie gegeißelt und mit dem Beile hingerichtet werden sollten.

Die Leichen der Blutzeugen wurden von den Christen heimlich hinweggenommen und an einem schicklichen Orte bestattet. Justin empfing den Ehrennamen des Martyrs und Philosophen.

In verschiedenen Gemeinden traten, da die bedrängnißvolle Lage der Kirche fortdauerte, gelehrte Christen als Vertheidiger ihrer Glaubensgenossen auf; im Morgenlande die Bischöfe Melito von Sardes und Apollinaris zu Hierapolis, Miltiades und der Philosoph Athenagoras zu Athen. Theils wollten sie die öffentliche Meinung beschwichtigen und gewinnen, theils richteten sie ihre Fürsprache an den Kaiser. Allein Marc Aurel änderte seine den Christen so feindselige Gesinnung nicht.

Im Jahre 177 wüthete in Gallien die Verfolgung so heftig, daß die Christen sie wie den Beginn der Herrschaft des Antichrists betrachteten. Die blühendsten Gemeinden dort waren jene von Lyon und Vienne. Sie waren zum Theile aus asiatischen Christen gebildet, die vor nicht langer Zeit sich angesiedelt hatten. Daher standen sie in Beziehung zu den Kirchen in Kleinasien und berichteten denselben in einem Schreiben über die Leiden, die sie erduldet und über den siegreichen Kampf der Zeugen des Herrn.

Zuerst waren die Christen den rohen Anfeindungen des Volkes ausgesetzt. Sie wurden, wo sie öffentlich erschienen, verhöhnt, geschlagen, mit Steinen geworfen und in ihren Häusern geplündert. Endlich ergriff man die Bekanntesten und führte sie vor die Stadtobrigkeit. Da sie erklärten, daß sie Christen seien, wurden sie in das Gefängniß geworfen; denn wegen der Abwesenheit des Statthalters konnten sie nicht gerichtet werden. Dieser begann, als er ankam, die Untersuchung sogleich mit Martern. Ein junger Mann von angesehenem Stande, Vettius Epagathus, der sich durch die Reinheit und Strenge seiner Sitten so wie durch Nächstenliebe besonders auszeichnete, wurde unwillig über ein so ungerechtes Verfahren und verlangte von dem Statthalter, daß es ihm erlaubt werden möchte, seine Brüder zu vertheidigen und öffentlich darzuthun, daß die Christen nichts Schändliches und Frevelhaftes begehen. Die Heiden, welche den Richterstuhl umstanden, schrieen gegen ihn und der Statthalter fragte nur, ob auch er ein Christ sei. Jener bekannte es mit lauter Stimme und wurde als Anwalt der Christen unter die Bekenner eingereiht.

Hierauf erfolgte unter diesen Kämpfern selbst die Ausscheidung und die Probe ihrer Tüchtigkeit. Die meisten von ihnen legten muthig mit großer Seelenfreudigkeit das Bekenntniß ab. Doch einige waren unvorbereitet, ungeübt und ihre Kräfte einem so schweren Kampfe nicht gewachsen. Beiläufig zehn derselben fielen ab und verursachten den Gläubigen schmerzliche Trauer. Sie brachen die Zuversicht der übrigen, die noch nicht ergriffen waren, aber nicht aus der Nähe der Bekenner wichen. Die ganze

Gemeinde schwebte in großer Besorgniß über den ungewissen Ausgang des Verhörs.

Jeden Tag wurden Christen eingefangen; die vorzüglichsten und eifrigsten Mitglieder der beiden Kirchen wurden auserlesen.

Dem Gesetze entgegen zog man auch heidnische Sklaven ein, um sie gegen ihre christlichen Herren zu vernehmen. Aus Furcht vor den Foltern sagten sie von den Christen die greulichsten Schandthaten aus. Die Wuth des Volkes wurde dadurch auf's Höchste gesteigert und die Bekenner litten unaussprechliche Qualen.

Vorzüglich wandte sich die Wuth des Pöbels, des Statthalters und der Soldaten gegen den Diacon Sanctus aus Vienne, gegen Maturus, einen Neugetauften, gegen Attalus aus Pergamus, der in dem Schreiben der Gemeinden eine Säule und Grundstütze der Kirche genannt wird, und gegen Blandina, eine christliche Sklavin. Für letztere waren alle, auch ihre Herrin, die selbst standhaft das Zeugniß für Christus abgelegt, sehr besorgt, sie möchte wegen der Schwächlichkeit ihres Körpers nicht im freimüthigen Bekenntnisse auszuharren im Stande sein. Aber Blandina wurde so sehr geistig gestärkt, daß die Folterer, welche einander abwechselnd sie von Tagesanbruch bis Abend marterten, sich überwunden bekannten, und darüber staunten, daß sie noch leben könne. Durch das Bekenntniß selbst gewann sie Kraft und Muth; sie empfand Ruhe und Frieden und verlor gleichsam das Gefühl des Schmerzes, wenn sie die Worte aussprach: ich bin eine Christin; bei uns geschieht nichts Böses.

Auch Sanctus hielt tapfer die Peinigungen aus.

Die Heiden wollten von ihm das Geständniß der Verbrechen, deren man die Christen beschuldigte, erzwingen; er aber gab nicht einmal seinen Namen, noch seine Herkunft und Vaterstadt an, sondern auf alle Fragen antwortete er in römischer Sprache: ich bin ein Christ. Dieß, sagte er, bezeichne seinen Namen, sein Vaterland, sein Geschlecht und alles. Ein anderes Wort konnte man ihm nicht auspressen.

Nach einigen Tagen wurden die Foltern wiederholt; die Bekenner bewiesen dieselbe Standhaftigkeit.

Biblias, eine von denjenigen, welche ihren Glauben verleugnet hatten, schien, als man sie zur Marter führte, wie aus einem Traume zu erwachen; sie weigerte sich jetzt, den Christen Schlechtes nachzureden und widersprach den verleumderischen Beschuldigungen. Wie sollten diejenigen Kinder verzehren, sagte sie, denen nicht einmal erlaubt ist, das Blut der Thiere zu genießen? Von jetzt an bekannte sie sich als Christin und wurde den Blutzeugen beigesellt.

Da die Peinigungen den Muth der Christen nicht brachen, wurden sie in einen finstern, schauerlichen Kerker geworfen. Ihre Füße wurden im Stocke weit ausgespannt und dazu kamen noch andere Mißhandlungen durch die Gefängnißwächter. Sehr viele verschmachteten im Kerker. Manche hingegen, die so schwere Marter erduldet hatten, daß es schien, sie würden auch durch alle Pflege nicht wieder hergestellt werden können, blieben am Leben, zwar verlassen, wie die Gemeinden sich ausdrückten, von menschlicher Pflege, aber an Seele und Leib gestärkt durch den Herrn, so daß sie die übrigen anfeuern und trösten konnten.

Auch Pothinus, der Bischof der Kirche von Lyon,

wurde vor den Richterstuhl gebracht. Er war mehr als neunzig Jahre alt und so schwächlich, daß er nur mit Mühe athmen konnte. Als ihn die Soldaten herbeiführten, folgten ihm die Obrigkeiten der Stadt und der Pöbel rief ihm Schmähungen zu. Vom Statthalter gefragt, wer der Gott der Christen sei, antwortete er: du wirst ihn erkennen, wenn du dessen würdig bist. Hierauf wurde er fortgeschleppt und die Nahestehenden versetzten ihm Fußtritte und Faustschläge, die Fernerstehenden warfen auf ihn, was sie bei der Hand hatten. Alle beeiferten sich, ihn ohne Scheu vor seinem Alter zu mißhandeln. Sie meinten, so die ihren Göttern zugefügte Unbill zu rächen. Kaum noch lebend wurde Pothinus in den Kerker geworfen und gab nach zwei Tagen seinen Geist auf.

Eben so wurden alle, welche bei der ersten Ergreifung den Glauben verleugnet hatten, in das Gefängniß gebracht und litten dasselbe, wie die Bekenner. Die Verleugnung nützte ihnen nichts. Denn sie wurden als Mörder und lasterhafte Menschen festgehalten und duldeten härtere Qualen, als die übrigen. Jene erquickte, bemerkten die beiden Gemeinden in ihrem Briefe, die Freude des Martyriums, die Hoffnung der verheißenen Seligkeit, die Liebe zu Christus und der Geist Gottes des Vaters. Diese aber folterte auch das Gewissen. An ihrem Aussehen waren sie, als sie vorgeführt wurden, von den übrigen leicht zu unterscheiden. Sie gingen mit gesenktem trüben Blicke verzagt und traurig einher, von den Heiden selbst als feige Menschen geschmäht.

Für die Bekenner wurden verschiedene Todesarten bestimmt. Maturus, Sanctus, Blandina und Attalus soll-

ten zum Schauspiele heidnischer Unmenschlichkeit im Amphitheater wilden Thieren vorgeworfen werden; es wurde dazu ein eigenes Volksfest veranstaltet. Maturus und Sanctus hielten alle Martern aus, als hätten sie bisher noch nichts gelitten. Sie wurden gegeißelt, von wilden Thieren herumgezerrt, auf einen glühenden eisernen Stuhl gesetzt, wie es der rasende Pöbel verlangte. Die Wuth entbrannte noch mehr wegen der Ausdauer der Bekenner. Allein Sanctus gab keinen andern Laut von sich, als sein gewöhnliches Bekenntniß: ich bin ein Christ. Endlich wurde ihm die Kehle durchschnitten.

Blandina wurde an einem Pfahle befestigt, wilden Thieren preisgegeben. In Kreuzesform ausgespannt betete sie zu Gott. Aber kein Thier mochte sie anfallen; sie wurde daher zu neuen Kämpfen aufbewahrt.

Das Volk verlangte mit Geschrei auch die Hinrichtung des Attalus. Er wurde in das Amphitheater geführt und ihm eine Tafel vorgetragen mit der Aufschrift: dieser ist der Christ Attalus. Das Volk tobte gegen ihn, allein da er römischer Bürger war, ließ ihn der Statthalter zu den übrigen in das Gefängniß zurückbringen und berichtete an den Kaiser.

Die Verzögerung der Entscheidung, welche dadurch entstand, war nicht ohne Gewinn. Denn die Ermahnungen der Bekenner wirkten auf viele derjenigen, welche sich zur Verleugnung hatten bewegen lassen, und die Kirche hatte die Freude, diejenigen, die sie als Todte ausgestossen, als Lebende aus dem Kerker zurückzuempfangen.

Der Kaiser hatte nämlich indessen zurückgeschrieben,

die Verleugnenden sollten freigelassen, die übrigen enthauptet werden.

Der Statthalter ließ nun die Eingekerkerten neuerdings vor seinen Richterstuhl führen und diejenigen Bekenner, welche römische Bürger waren, enthaupten; die anderen bestimmte er für die wilden Thiere.

Zuerst wurden jene vernommen, welche früher verleugnet hatten; denn man hoffte, sie sogleich lossprechen zu können. Allein jetzt legten sie ein standhaftes Bekenntniß ab und traten in die Schaar der Blutzeugen ein. Ausgeschlossen blieben nur diejenigen, schrieben die Gemeinden, die keine Spur von Glauben, nie eine Achtung für das hochzeitliche Gewand, noch einen Sinn für Gottesfurcht gehabt, Söhne des Verderbens, welche durch ihren Wandel die Religion beschimpft hatten.

Während dieses Verhöres stand Alexander, ein Arzt aus Phrygien, der seit langem in Gallien sich aufhielt und wegen seiner Freimüthigkeit in Verkündigung der christlichen Lehre allen bekannt war, nahe beim Richterstuhle und eiferte diejenigen, die vorher abgefallen waren, mit Winken zum Bekenntnisse an. Der Pöbel tobte gegen ihn, als wäre er der Urheber des Frevels, daß jene den christlichen Glauben wieder bekannten, und der Richter verurtheilte ihn, daß er wilden Thieren vorgeworfen würde.

Am folgenden Tage trat er zugleich mit Attalus in das Amphitheater ein; denn auch diesen gab der Statthalter dem Volke zu Gefallen den Thieren preis. Sie standen alle erdenklichen Martern aus. Alexander seufzte nicht und gab keinen Laut von sich, sondern redete in sei-

nem Innern mit Gott. Attalus aber rief, als er auf dem glühenden, eisernen Stuhle saß, dem Volke zu: sehet das, was ihr thut, heißt Menschen verzehren; wir verzehren nicht Menschen, und begehen überhaupt nichts Böses. Gefragt, welchen Namen Gott habe, antwortete er: Gott hat keinen Namen, wie ein Mensch. Beide wurden endlich mit dem Schwerte getödet.

Blandina war täglich in das Amphitheater gebracht worden, um die Peinigung der übrigen Bekenner anzuschauen. Nachdem alle den Kampf siegreich vollendet, wurde sie mit dem fünfzehnjährigen Jüngling Ponticus herbeigeführt und aufgefordert, vor den Götterbildern zu zu schwören. Da beide sich dessen standhaft weigerten, wandte man die vielerlei Foltern an. Ponticus verschied unter den Qualen. Blandina wurde, nachdem sie gegeißelt, geschleift, auf einen glühenden Stuhl gesetzt worden war, noch in einem Netze eingeschlossen einem Stiere vorgeworfen, der sie lange umherschleuderte. Zuletzt empfing sie den Gnadenstoß. Selbst die Heiden bekannten, daß bei ihnen nie ein Weib solches erduldet habe.

Aber die unmenschliche Wuth des Statthalters und des Volkes war noch nicht befriedigt. Die Leichen der im Gefängnisse Verschmachteten warfen sie Hunden vor. Die Ueberreste der anderen Blutzeugen, von wilden Thieren zerfleischte Körpertheile, die Köpfe und Rumpfe der Enthaupteten, wurden unbeerdigt sechs Tage lang zur Schau gestellt. Die Einen schmähten und tobten gegen die Todten, andere verhöhnten sie und priesen die Götzen, denen sie die Bestrafung der Christen zuschrieben. Einige tadelten sie mit einem gewissen Mitleiden und sagten: wo ist

ihr Gott? was hat ihnen die Religion genützt, für welche sie sich geopfert haben?

Endlich wurden die Leichen, damit nichts von ihnen übrig bliebe, verbrannt und die Asche in die Rhone gestreut. Es soll ihnen, sagten die Heiden, keine Hoffnung der Auferstehung bleiben; denn auf diese vertrauend, führen sie eine neue und fremde Religion ein, und gehen bereitwillig und freudig in den Tod. Wir wollen sehen, ob sie wieder aufwachen werden, und ob ihr Gott ihnen helfen und sie aus unsern Händen erretten kann.

Die Gemeinden rühmten in ihrem Schreiben noch besonders die Demuth, die Liebe und Milde der dahingeschiedenen Zeugen. Obgleich sie nämlich zu wiederholten Malen die härtesten Martern erduldet hatten, waren sie doch des Sieges noch nicht gewiß und tadelten diejenigen, welche sie mit dem Namen Martyrer ehrten. Dieser Name, sagten sie, gebührt nur dem Gesalbten, dem treuen und wahren Zeugen, dem Erstgebornen von den Todten, dem göttlichen Urheber des Lebens; oder jenen Blutzeugen, welche Christus in ihrem Bekenntnisse gnädig aufnahm, indem er dasselbe durch einen siegreichen Ausgang besiegelte. Wir sind nur niedrige und arme Bekenner. Mit Thränen baten sie die Brüder inbrünstig, für sie zu beten, daß sie zur Vollendung gelangen möchten. Gegen die Gefallenen bewahrten sie ungetrübte Liebe. Sie erhoben sich nicht stolz über dieselben, sondern fühlten inniges Mitleid mit ihnen und beteten für ihr Heil. Sie erbaten, schrieben die Gemeinden, für sich das ewige Leben; Gott gab es ihnen und sie theilten es auch den Nächsten mit. Sie beteten sogar für diejenigen, von welchen sie so grausam

gepeinigt wurden. Sie gingen durchaus als Sieger zu Gott. Da sie den Frieden geliebt und uns den Frieden empfohlen haben, wanderten sie selbst mit Frieden zu Gott, der Mutterkirche keine Betrübniß, den Brüdern nicht Zwist und Streit, sondern Freude, Eintracht und Liebe hinterlassend.

Erprobt und geläutert durch die Verfolgung, bestanden von jetzt an die Kirchen von Lyon und Vienne in unerschütterter Festigkeit fort. Sie wurden sogleich darauf noch verherrlicht durch die ruhmvolle Thätigkeit des Irenäus, welcher dem ehrwürdigen Pothinus im bischöflichen Amte nachfolgte. Die Bekenner rühmten denselben in einem Briefe, den sie vom Gefängnisse aus an den Papst Eleutherus sandten, als einen Eiferer für das Vermächtniß des Gesalbten. Er war Schüler des Polykarp von Smyrna gewesen und ragte unter seinen Zeitgenossen durch Wissenschaft hervor. Ein kraftvoller Vertheidiger des überlieferten Glaubens gegen die Irrlehrer, war er zugleich, als damals die allgemeine Kirche von Spaltungen bedroht wurde, durch seine versöhnliche Gesinnung der Erhalter des Friedens. Auch er starb wahrscheinlich als Martyr.

In der Stadt Autun, unweit von Lyon, wohnten wenige Christen. Es waren dort viele heidnische Tempel und mit Vorliebe verehrten die Einwohner die Cybele, den Apollo und die Diana. Der kaiserliche Beamte Heraclius ließ eifrig die Christen aufsuchen. Einst wurde ein Fest der Cybele gefeiert und das Bild der Göttin durch die Stadt gefahren. Ein Christ, Symphorianus, weigerte sich, vor dem Götzen die Kniee zu beugen. Die Menge fiel über ihn her und zog ihn vor den Richterstuhl des

Heraclius. Da Symphorian sich als Christen bekannte, sagte der Richter: du bist ein Christ? So viel ich sehe, bist du uns verborgen geblieben, denn bei uns gibt es nicht viele Anhänger dieser Sekte. Warum hast du das Bild der Göttin verachtet und es nicht anbeten wollen? Symphorian versetzte: ich habe es dir schon gesagt, ich bin ein Christ. Ich bete den wahren Gott an, der im Himmel herrscht; das Bildniß eines Dämon bete ich nicht an, und wenn du es erlaubst, zertrümmere ich dasselbe auf meine Verantwortung. — Der ist nicht bloß ein Gotteslästerer, sprach der Richter, sondern auch ein Empörer. Doch als er erfuhr, daß Symphorian, der in der Blüthe des Alters stand, ein römischer Bürger und von edler Herkunft sei, suchte er ihn durch freundliches Zureden umzustimmen. Du scherzest mit dir selbst, Symphorian! sagte er, nur ein zweideutiges Gerücht hat dir eine solche Verkehrtheit eingeredet. Kennst du nicht die Befehle unserer Fürsten? Er ließ hierauf eine Verordnung des Kaisers Marc Aurel gegen die Christen vorlesen und fuhr fort: wenn du diesen Vorschriften nicht Genüge leistest, so mußt du die Verachtung der Götter und der kaiserlichen Gesetze mit deinem Blute sühnen.

Da Symphorian bei seiner Meinung verharrte, erhielt er Ruthenstreiche und wurde in den Kerker geworfen. Nach einigen Tagen ließ ihn der Richter sich wieder vorstellen und erneuerte seine Zureden. Wie viel besser würdest du handeln, Symphorian! sagte er, wenn du den Göttern opfertest. Du könntest die Auszeichnung rühmlichen Kriegsdienstes oder die Ehren des Palastes erlangen, so aber wirst du umkommen. Symphorian hielt ihm

die Vergänglichkeit irdischer Ehren und Freuden und die christliche Hoffnung auf ewige Seligkeit entgegen. Als ihn der Richter mit Martern und mit der Todesstrafe drohte, begann er über die Thorheit des heidnischen Götterdienstes sich freimüthig auszusprechen. Nun verurtheilte ihn Heraclius zur Enthauptung.

Als er zur Hinrichtung geführt wurde, rief ihm seine Mutter zu: mein Sohn, mein Sohn! hab' den lebendigen Gott im Herzen. Sei standhaft; wir können einen Tod nicht fürchten, der sicher zum Leben führt. Richte dein Herz nach oben, mein Sohn! blick' zu jenem empor, der im Himmel herrscht. Dein Leben wird dir heute nicht genommen, sondern ein besseres Leben dir dafür gegeben. Durch einen glücklichen Tausch gehest du heute zum himmlischen Leben über.

Außerhalb der Stadtmauern wurde Symphorian enthauptet und sein Leichnam von frommen Christen heimlich bei einer Quelle begraben.

In demselben Jahre starb der Kaiser Marcus Aurelius. Während der Regierung seines Sohnes Commodus (180—193), der wegen der Schändlichkeit seiner Sitten allen verächtlich, wegen seiner thierischen Blutgier furchtbar war, hatte die Christenheit eine Zeit der Ruhe und Erholung. Ein heidnischer Geschichtschreiber berichtet, daß den Kaiser eine Frau, Marcia, welche er wie eine Gattin hielt, durch ihre Fürsprache günstig gegen die Christen gestimmt habe. Die christliche Lehre gewann überall in allen Ständen neue Anhänger; viele angesehene und reiche Römer mit ihren Familien nahmen dieselbe an; selbst am kaiserlichen Hofe gab es Gläubige. Doch bestanden

die früheren Gesetze, welche die Bestrafung der Christen befahlen, fort, und konnten, wenn sich Gelegenheit darbot, vollzogen werden. In Rom wurde der Senator Apollonius bei dem Stadtvorsteher durch einen seiner Sklaven angeklagt, daß er ein Christ sei. Er legte beim Verhör ein freimüthiges Bekenntniß ab und wurde enthauptet. Aber auch der Sklave ward als Verräther seines Herrn hingerichtet.

In den Provinzen mochten einzelne Statthalter gegen die Christen wüthen. In Kleinasien begann Arrius Antoninus sie heftig zu verfolgen. Da erschienen alle Christen einer Stadt vor seinem Richterstuhle. Betroffen durch die Menge, verurtheilte er nur einige derselben zum Tode; zu den übrigen sagte er: ihr Elenden! wenn ihr sterben wollt, habt ihr ja Felsenabhänge oder Stricke.

Während der Unruhen und Bürgerkriege, welche auf die Ermordung des Commodus im Jahre 192 folgten, waren die Christen jeder Willkür preisgegeben. Die Kirche in Afrika scheint hart bedrängt worden zu sein; denn ein Zeitgenosse sagt: wir sehen täglich viele Blutzeugen vor unseren Augen verbrennen, kreuzigen, enthaupten.

Als Septimius Severus (193—211) den sicheren Besitz der Herrschaft erlangte, zeigte er sich anfänglich den Christen günstig, vielleicht aus Dankbarkeit; denn ein Christ, Proculus, hatte ihn einst von einer Krankheit geheilt und er nahm ihn zu sich in seinen Palast. Er wußte, daß in Rom sehr angesehene Männer und Frauen Christen waren und beunruhigte sie nicht; er beschützte sie sogar vor der Volkswuth. In den Provinzen jedoch fanden Verfolgungen statt. So wurden im Jahre 200 zwölf Christen aus

der Stadt Scillita in Numidien vor den Richterstuhl des Statthalters Saturninus in Karthago geführt. Dieser sprach zu ihnen: ihr könnet Verzeihung von unserem Herrn, dem Kaiser, erhalten, wenn ihr euch guten Sinnes zu unseren Göttern bekehret.

Einer derselben, Speratus, antwortete: Wir haben nie etwas Böses gethan, nie gegen Jemand Böses geredet; für alles Böse, das ihr uns zugefügt, haben wir stets gedankt. Denn wir beten den wahren Herrn und König an.

Auch wir, versetzte der Statthalter, sind menschenfreundlich und schwören bei dem Schutzgeiste unseres Kaisers und bitten für sein Wohl; das solltet auch ihr thun. Speratus erwiederte: wenn du mich ruhig anhören willst, so werde ich dir das Geheimniß der Menschenfreundlichkeit erklären.

Der Statthalter drang vorerst darauf, daß Speratus bei dem Schutzgeiste des Kaisers schwöre; allein dieser entgegnete: ich weiß von keinem Schutzgeiste des irdischen Herrschers, sondern ich diene meinem Gott im Himmel, den kein Mensch je gesehen hat noch sehen kann. Ich habe nie Jemanden etwas entwendet. Ich entrichte den Zoll von allem, was ich kaufe, denn ich erkenne den Kaiser als meinen Herrn an. Aber jenen Herrn, welcher der König der Könige, der Herr aller Völker ist, bete ich an.

Laßt ab von euerer lärmenden Geschwätzigkeit, fiel der Statthalter ein, und kommt herbei, den Göttern zu opfern.

Das ist eine böse Aufforderung, versetzte Speratus, denn sie stiftet falsche Anklagen und Mord an.

Saturninus sprach nun zu den Uebrigen: nehmt nicht

Antheil an dieser unsinnigen Schwärmerei, sondern fürchtet unsern Kaiser und gehorchet seinen Gesetzen! Wir fürchten niemand, als Gott unseren Herrn in den Himmeln, antwortete Cittinus, einer der Christen. Saturninus ließ sie hierauf in den Stock legen.

Am folgenden Tage wurden sie wieder vorgeführt und der Statthalter forderte die christlichen Frauen, Donata, Secunda und Vestina auf, für das Wohl des Kaisers zu opfern. Sie verweigerten es. Dann fragte er wieder den Speratus: beharrest du dabei, daß du ein Christ bist? Allerdings, antwortete dieser; und hört es alle, ich bin ein Christ. Die übrigen stimmten seinem Bekenntnisse bei. Der Statthalter fragte noch, welches die Bücher seien, die die Christen ehren, und Speratus antwortete: die vier Evangelien unsers Herrn Jesus Christus, die Briefe des Apostels Paulus und die ganze heilige von Gott eingegebene Schrift.

Als Saturninus ihnen eine dreitägige Bedenkzeit anbot, erklärte Speratus: ich bin ein Christ und wir alle sind Christen; von dem Glauben unseres Herrn Jesus Christus weichen wir nicht. Thu', was du willst. Der Statthalter verurtheilte sie zur Enthauptung. Als der Spruch verlesen wurde, dankten die Bekenner Gott; und als sie auf dem Richtplatze ankamen, fielen sie auf die Kniee und dankten von neuem.

Im Jahre 203 gab Septimius Severus ein Gesetz, welches den Uebertritt zur christlichen wie zur jüdischen Religion unter strengen Strafen verbot. Wenn auch diese Verordnung nicht die Bestrafung derjenigen befahl, welche bereits Christen waren, so mußte doch ein solches Zeichen

der Ungunst die Feinde der Christen zu neuen Verfolgungen ermuthigen. Und diese brachen in einigen Gegenden, zumal in Afrika, so gewaltsam und furchtbar los, daß man ein Vorzeichen der nahen Erscheinung des Antichrist darin sah. Der Kaiser selbst ließ, als er bald darauf nach Aegypten kam, viele Christen hinrichten. Von ferneher brachte man sie in die Hauptstadt Alexandria und gab sie verschiedenen Martern und Todesarten preis. Unter ihnen war Leonides, der Vater des berühmten Kirchenlehrers Origenes. Dieser selbst, kaum achtzehn Jahre alt, wünschte als Blutzeuge zu sterben. Seine Mutter suchte ihn durch ihre Bitten zurückzuhalten, daß er nicht freiwillig sich der Todesgefahr aussetzte. Aber sein Verlangen wurde noch heftiger, als sein Vater in das Gefängniß geworfen wurde. Die Mutter verbarg ihm daher seine Kleider, so daß er zu Hause zu bleiben gezwungen war. Nun ermunterte er in einem Briefe seinen Vater zum Martyrium. Halte aus, schrieb er ihm, dulde standhaft und ändere nicht unsertwegen deine Gesinnung. Leonides wurde enthauptet.

In verschiedener Weise bewährte Origenes während der Dauer der Verfolgung seinen christlichen Muth und seine Begeisterung für den Glauben. Die Gefahr und der Schrecken hatte alle Lehrer aus der Stadt verscheucht. Origenes wagte es, Unterricht in den Anfangsgründen des Glaubens zu geben. Gebildete Heiden kamen zu ihm, um das Wort Gottes zu hören und mehrere seiner Schüler verherrlichten die Kirche durch ihr Bekenntniß. Der erste von ihnen war Plutarch. Origenes begleitete ihn, als er auf den Richtplatz geführt wurde, und wich bis zu seinem Ende nicht von ihm; und beinahe hätten ihn die Heiden

erschlagen, weil er den Tod ihres Mitbürgers verursacht habe.

Gegen alle Martyrer, er mochte sie kennen oder nicht, bewies er die größte Menschenfreundlichkeit und stand deßwegen bei den Gläubigen in vorzüglicher Achtung. Er besuchte nicht blos die Bekenner in den Gefängnissen, sondern stand ihnen bei ihrer Verurtheilung und Hinrichtung zur Seite, erquickte sie mit seiner Glaubenskraft und schied von ihnen mit dem Kusse brüderlicher Liebe. Einst erhob sich die heidnische Menge wüthend gegen ihn und wollte ihn steinigen; er entkam wie durch ein Wunder. Ein anderes Mal ergriff ihn eine Schaar von Heiden; sie legten ihm die Kleidung eines Priesters des Serapis an, führten ihn auf die Stufen des Tempels und gaben ihm Palmzweige in die Hand, daß er sie denen, welche in den Tempel gingen, nach üblicher Weise austheilen sollte. Origenes sprach nun zu den Eintretenden: nehmet hin, aber nicht die Palme des Götzen, sondern die Palme Christi. Endlich umstellten sie, um ihn gefangen zu nehmen, das Haus, in welchem er wohnte, mit Soldaten. Es gelang ihm jedoch, zu entweichen, und da er in der Stadt Alexandria nicht mehr sicher war, veränderte er seinen Aufenthalt.

Unter den Zeugen der Kirche von Karthago zeichneten sich die Jünglinge Revocatus, Saturninus, Secundulus und die beiden jungen Frauen Perpetua und Felicitas aus. Sie waren sämmtlich Neulinge im Glauben und noch nicht getauft. Perpetua hat selbst den Hergang ihrer Leiden im Gefängniß aufgezeichnet.

Sie gehörte einer angesehenen Familie an; ihr Vater

war noch Heide, der eine ihrer Brüder wurde wie sie auf den Empfang der Taufe vorbereitet und sie hatte ein Kind, das sie an der Brust trug.

Im Angesichte des Todes stand ihr daher nicht nur der Kampf mit der Schwäche des Geschlechtes, sondern auch mit den zartesten, innigsten Gefühlen der menschlichen Natur bevor.

Als sie zuerst in das Polizeihaus gebracht war, kam ihr alter Vater und setzte ihr zu, daß sie verleugnen möchte. Sie wies auf ein zur Erde liegendes Gefäß und sagte: kann ich wohl dieses Gefäß etwas anderes nennen, als es ist? — Nein. — Nun so kann ich auch nicht anders sagen, als daß ich eine Christin bin. Erzürnt und ihr mit Mißhandlungen drohend, ging ihr Vater hinweg.

In der Zwischenzeit wurden sie getauft. Der Geist sprach zu mir, erzählt Perpetua, daß ich bei der Taufe um nichts anderes bitten sollte als um Geduld.

Wenige Tage darauf wurden sie mit den übrigen in den Kerker geworfen. Ich erschrack, sagt sie, weil ich noch nie in solcher Finsterniß gewesen war. O welch ein harter Tag! die starke Hitze wegen der Menge der Eingeschlossenen, die rohe Behandlung durch die Soldaten, und zuletzt quälte mich die Sorge um mein Kind!

Die Diakonen, welche den christlichen Gefangenen beistanden, verschafften ihnen für Geld einen besseren Aufenthaltsort, so daß sie einige Stunden in freier Luft sein konnten. Perpetua nahm nun ihr Kind zu sich und säugte es. Sie empfahl es ihrer Mutter, tröstete die Ihrigen und fühlte sich erquickt, da sie ihr Kind bei sich hatte. Der Kerker, sagt sie, wurde mir zum Palast.

Ihr Bruder ersuchte sie, zu bitten, daß Gott ihr in einem Gesichte zeigen möchte, ob sie leiden oder befreit würden. Sie versprach ihm mit Zuversicht: daß sie es am nächsten Morgen verkünden werde.

Auf meine Bitte, erzählt sie nun, wurde mir im Traume folgendes gezeigt. Ich sah eine goldene Leiter, welche bis an den Himmel reichte und so schmal war, daß nur einzelne hinaufsteigen konnten. An der Seite dieser Leiter waren Schwerter, Speere, Sicheln und andere tödtliche Werkzeuge, welchen die Hinaufsteigenden nur durch die größte Achtsamkeit ausweichen konnten. Ueber der Leiter aber lag ein ungeheuerer Drache, der denen, die auf der Leiter standen, nachstellte und sie erschreckte. Zuerst stieg Saturus hinauf, der nicht gleich anfänglich mit uns ergriffen worden, sondern sich später unsertwegen freiwillig überlieferte. Als er die Spitze der Leiter erreicht hatte, wandte er sich zu mir und sprach: Perpetua, ich stehe dir bei. Sieh zu, daß dich der Drache nicht beiße. Ich antwortete ihm: nein! im Namen des Herrn Jesus Christus; er wird mich nicht beschädigen! Nun erhob der Drache, gleich als fürchtete er mich, langsam den Kopf und ich trat auf denselben, während ich die erste Sprosse bestieg. Und ich stieg hinauf und sah einen unermeßlich großen Garten und in des Gartens Mitte saß ein Mann mit weißen Haaren von hoher Gestalt in der Kleidung eines Hirten und melkte Schafe; herum standen viele Tausende in weißen Gewändern. Er erhob sein Haupt, sah mich an und sprach zu mir: willkommen, Kind! Er nannte mich mit meinem Namen und gab mir von der Milch, die er gemolken hatte. Ich nahm es mit gefalteten

Händen an, genoß es und alle Umstehenden sprachen: Amen. Bei dem Klang dieser Stimme erwachte ich und hatte noch etwas Süßes, ich weiß nicht was, im Munde.

Sogleich erzählte sie dieß ihrem Bruder, und sie erkannten, daß ihnen der Martertod bevorstünde und gaben alle Hoffnungen dieser Welt auf.

Nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß die eingekerkerten Christen verhört werden sollten. Der Vater der Perpetua kam von Kummer gebeugt zu ihr und sprach: meine Tochter, hab' Erbarmen mit meinen grauen Haaren, hab' Erbarmen mit deinem Vater, wenn ich noch würdig bin, dein Vater zu heißen. Nachdem ich dich bis zu dieser Blüthe deines Alters erzogen, nachdem ich dich mehr, als deine Brüder geliebt habe, so gib mich nicht solcher Schande vor den Menschen preis. Sieh deine Mutter sieh deinen Sohn an, der, wenn du stirbst, nicht mehr leben kann. Laß den hohen Sinn fahren, damit du nicht uns alle in's Verderben stürzest. Denn keiner von uns wird mehr frei reden dürfen, wenn du so stirbst.

Indem er dieß sprach, küßte er ihr die Hände, warf sich ihr zu Füßen, nannte sie mit Thränen nicht seine Tochter, sondern seine Herrin. Perpetua antwortete ihm: wenn ich auf der Blutbühne stehe, wird geschehen, was Gott will; denn wisse, daß wir nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt sind.

Traurig ging er davon. Es schmerzte mich, sagt Perpetua, das graue Haar meines Vaters und daß er allein unter den Meinigen sich über mein Leiden nicht freute.

Am andern Tage wurden sie vom Mittagmahle hin-

weg auf den Marktplatz geschleppt, um verhört zu werden. Zahlloses Volk lief herbei. Die übrigen wurden gefragt und legten ihr Bekenntniß ab. Als die Reihe an Perpetua kam, erschien plötzlich ihr Vater mit ihrem Kinde, zog sie eine Stufe von der Bühne herab und rief: hab' Erbarmen mit deinem Kinde. Auch der Richter sagte: hab' Erbarmen mit den grauen Haaren deines Vaters und mit dem zarten Kinde. Opfere für das Wohlsein des Kaisers. Sie antwortete: das thu' ich nicht. Der Richter fragte: bist du eine Christin? Ich bin es, erwiederte sie. Als ihr Vater sie von der Bühne herunterziehen wollte, ließ ihn der Statthalter hinabstoßen und schlagen. Es schmerzte mich, sagt sie, als wäre ich selbst mißhandelt worden; so jammerte mich sein unglückseliges Alter.

Sie wurden sämmtlich verurtheilt, daß sie bei einem feierlichen Thierkampfe dem Volke zur Belustigung dienen sollten. Freudig kehrten sie in den Kerker zurück.

Perpetua sandte hierauf einen Diakon zu ihrem Vater, ihm ihr Kind abzufordern; aber der Vater mochte es nicht schicken. Sie beruhigte sich darüber, da auch das Kind nicht mehr nach der Mutter verlangte.

Als der Tag der Festspiele nahete, wurde Perpetua noch einmal von ihrem Vater besucht, den der Gram verzehrte. Er riß sich die Barthaare aus, warf sich auf das Angesicht zur Erde, verwünschte sein Alter und sprach erschütternde Worte. Perpetua konnte für ihn nur Mitleid haben.

Am Tage vor dem Thiergefechte wurde sie durch ein anderes Traumgesicht mit Vertrauen auf Gott und mit Siegeshoffnung erfüllt. Auch Saturus schaute im Traume

einen Ort, dessen Wände wie von Licht gebildet waren; und vor der Pforte desselben standen vier Engel, welche die Eintretenden mit weißen Gewändern bekleideten. Er und seine Genossen gingen hinein, sahen unermeßliches Licht und hörten den einstimmigen Ruf: heilig, heilig, heilig! Und in der Mitte thronte ein Mann mit schneeweißem Haare und jugendlichem Angesichte; zu seinen beiden Seiten standen vier und zwanzig Aeltere und sehr viele andere hinter diesen. Staunend traten sie vor den Thron; vier Engel hoben sie empor; sie küßten den Mann, der auf demselbeu saß, und er berührte mit seiner Hand ihr Angesicht. Die Aelteren gaben ihnen den Friedenskuß und sprachen: gehet hin und erfreuet euch. Saturus sagte zu Perpetua: nun hast du, was du wünschest. Und sie erwiederte: Gott sei Dank, denn jetzt bin ich noch fröhlicher als da ich noch im Fleische wandelte.

Saturus empfing durch dieses Traumgesicht die freudige Gewißheit einer seligen Zukunft.

Felicitas kam im Kerker nieder. Da sie heftige Schmerzen empfand, sagte ein Gefängnißwächter zu ihr: du, die du jetzt so jammerst, was wirst du thun, wenn du wilden Thieren vorgeworfen wirst, was du nicht beachtetest, als du nicht opfern mochtest? Sie antwortete: jetzt leide ich, was ich leide, dann aber wird es ein anderer sein, der für mich leidet, weil auch ich für ihn leiden werde. Ihr Kind nahm eine Christin an und erzog es.

Einer der Bekenner, Secundulus, starb im Gefängnisse.

In den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung wurden sie menschlicher behandelt. Die Brüder durften sie besuchen.

Als sie das letzte Freimahl miteinander hielten, kamen viele Heiden aus Neugierde herbei. Saturus rief ihnen zu: prägt euch nur unser Angesicht fest ein, damit ihr uns am Tage des Gerichtes wieder erkennet. Betroffen gingen sie fort und viele von ihnen wurden gläubig.

Am Tage ihres Sieges zogen sie fröhlich und heiter aus dem Gefängnisse zum Amphitheater. Mit ruhiger Miene, mit edlem Anstande und mit gesenktem Blicke ging Perpetua einher und Felicitas freute sich, daß sie zu rechter Zeit geboren hatte, um mit den übrigen sterben zu können. Am Thore des Amphitheaters wollte man sie, wie es bei Menschenopfern gewöhnlich war, ankleiden, die Männer als Priester des Saturn, die Frauen als Priesterinnen der Ceres. Sie weigerten sich dessen. Freiwillig sind wir hiehergekommen, sagten sie, damit wir unsere Freiheit nicht verlören. Wir haben unser Leben darangesetzt, um nichts solches thun zu müssen! Man gewährte ihre Forderung und sie wurden, wie sie gekleidet waren, hineingeführt.

Als sie vor dem Beamten, der sie verurtheilt hatte, erschienen, sprachen sie auch zu ihm von dem einstigen Gerichte. Du richtest uns, sagten sie, dich aber wird Gott richten. Erbittert verlangte das Volk, daß sie gegeißelt würden; sie aber wünschten sich einander Glück, daß sie dem Herrn in seinen Leiden nachfolgten. Dann wurden sie verschiedenen wilden Thieren vorgeworfen, jedoch von denselben nicht getödtet. Gegen Saturus war ein Eber und ein Bär losgelassen worden, allein er blieb unverletzt. Hier bin ich, sagte er zu einem neben ihm stehenden Neubekehrten, Pudens, wie ich vorhergesagt habe, von kei-

nem Thiere noch verwundet. Wohlan, glaube von ganzem Herzen! ich gehe nun dorthin, um durch den Biß eines Panthers vollendet zu werden. — So geschah's. Ein Panther fiel ihn so grimmig an, daß er nach einem einzigen Bisse mit Blut bedeckt wurde. Das Volk rief aus: wohl gewaschen, der ist wohl gewaschen! Er aber wandte sich gegen Pudens: leb wohl und sei eingedenk meines Glaubens. Dieß soll dich nicht stören, sondern kräftigen. Dann bat er denselben, ihm seinen Ring zu reichen; er nahm ihn, tauchte ihn in sein Blut und gab ihn zurück als ein Andenken seiner Marter. Bereits leblos wurde er an den Ort gebracht, wo man den tödtlich Verwundeten den Gnadenstoß zu geben pflegte. So starb Saturus zuerst, wie Perpetua im Traume gesehen hatte, daß er zuerst die Himmelsleiter erstieg.

Das Volk begehrte nun, daß die übrigen vorgeführt würden, um zu sehen wie sie den Todesstoß empfingen. Die Bekenner gaben sich einander vorher den Kuß des Friedens, gingen an die vom Volk bestimmte Stelle und nahmen alle ruhig und schweigend den Schwertstoß auf. Nur Perpetua schrie laut vor Schmerz, da sie zwischen den Rippen getroffen wurde; sie ergriff die rechte Hand des Hinrichters und setzte selbst das Schwert an ihre Kehle. So starb sie.

In Karthago, der Heimath dieser glorreichen Blutzeugen, erhob in dieser Zeit ein beredter Sachwalter der Christen seine Stimme zur Vertheidigung seiner verkannten, ungerecht mißhandelten Brüder; nämlich Septimius Tertullianus. Er war der Sohn eines Hauptmannes im Dienste des römischen Statthalters in jener Stadt. In

der Jugend muß er eine sorgfältige Bildung empfangen haben, denn seine Schriften zeigen große Belesenheit und umfassende Kenntniß der Geschichte und des Alterthums. Die Art seines Vortrages und seiner Beweisführungen, der häufige Gebrauch von Ausdrücken und Formeln der Rechtswissenschaft machen es wahrscheinlich, daß er früher dem Stande der Rechtsgelehrten angehörte. In reiferem Alter trat er in die Kirche ein und erhielt wohl in seiner Vaterstadt das Amt eines Priesters. Von seinem Eifer für den Glauben zeugen die vielen Schriften, in welchen er die Heiden, die Juden und die Irrlehrer bestritt. In denselben prägt sich auch die Eigenthümlichkeit seines Wesens aus. Tertullian muß ein Mann von glühender Einbildungskraft und leicht erregbarem, tiefem Gefühle gewesen sein; allein es mangelte ihm die Klarheit, die ruhige ordnende Kraft des geistigen Denkens; und das Schroffe, Herbe und Rauhe seiner Natur war nicht genug durch den Einfluß des Christenthums gemildert, seine ungestüme Gemüthsart nicht genug gebändigt; seiner sittlichen Strenge fehlte die Zartheit der vollendeten christlichen Tugend. So zeigt er sich auch in der Vertheidigungsschrift, die zu seinen gelungensten Werken gehört. Seine Beredsamkeit ist hinreißend und bewunderungswürdig, wenn er die Vorzüge und die Herrlichkeit des Christenthums schildert, aber seine Beweise sind nicht selten mehr überraschend und witzig, als wahr und überzeugend. Die Angriffe, welche er gegen die Heiden richtet, der Spott, den er über sie ausgießt, scheinen fast nur von tief gewurzeltem Hasse eingegeben zu sein; und seine Sprache ist der Ausdruck des Grolles, der mit Mühe zurückgehalten, endlich gewaltsam

ausbricht. Tertullian scheint nicht christliches Mitleid mit seinen verirrten, verblendeten Gegnern zu fühlen und bietet nicht die Hand zur Versöhnung an, sondern er stößt dieselben unwillig zurück, er verachtet und verhöhnt sie.

Zuerst hatte er eine Vertheidigung der Christen herausgegeben, die für das heidnische Volk überhaupt bestimmt war. Diese formte er um und richtete sie an die Statthalter. Da keine öffentliche Rechtfertigung der Christen vor Gericht zugelassen wurde und man sie verurtheilte, weil sie einer fremden unerlaubten Religion anhingen, ohne zu untersuchen, ob dieselbe gefährlich oder verbrecherisch sei, so sagt Tertullian im Eingange seiner Schutzschrift zu den Statthaltern: möge es der Wahrheit erlaubt sein, wenigstens auf verborgenem Pfade durch die schweigsame Schrift zu eueren Ohren zu gelangen. Sie weiß, daß sie als Fremde auf Erden lebt, daß sie unter Fremden leicht Feinde findet; daß sie übrigens ihr Geschlecht, ihre Wohnung, ihre Hoffnung, ihre Gunst und Würde im Himmel hat. Nur dieß wünscht sie bisweilen, daß sie nicht ungekannt verdammt werde.

Tertullian will nun vorerst nachweisen, wie unvernünftig und rechtswidrig die Christen behandelt werden. Man haßt sie ohne ihre Religion zu kennen; und die Unkenntniß, welche sonst die Ungerechtigkeit entschuldigt, wird hier zur Anklage, weil sich die Heiden nicht Mühe geben, zu untersuchen, was das Christenthum sei. Ein Zeugniß der Unkenntniß, sagt er, ist es, daß alle, welche früher das Christenthum haßten, aufhören es zu hassen, sobald sie aufhören mit demselben unbekannt zu sein. Aus solchen werden, wie die Erfahrung zeigt, Christen; sie fangen

an zu hassen, was sie vordem waren, und sich zu dem zu bekennen, was sie früher haßten, und ihre Zahl ist so groß, wie man die Zahl von uns Christen angibt. Man schreit, die Stadt sei mit Christen besetzt; Land, Schlösser, Inseln seien voll Christen; man klagt darüber als über einen Schaden, daß Menschen jedes Geschlechtes, jedes Alters, jedes Standes, ja sogar schon von allen Würden zu dieser Religion übertreten. Und doch läßt man sich dadurch nicht zur Ahnung eines verborgenen Gutes erwecken.

Die Heiden wendeten dagegen ein: ist es nicht die Art des Schlechten, sich schnell auszubreiten? gewinnt es nicht überall leicht Anhänger?

Doch was wahrhaft schlecht ist, entgegnet Tertullian, das wagen selbst diejenigen, welche es fortreißt, nicht als gut zu vertheidigen. Ueber alles Böse hat die Natur Furcht oder Scham ausgegossen; denn der Missethäter sucht die Verborgenheit, er zittert, wenn er ergriffen wird, angeklagt leugnet er, und selbst unter Foltern befragt gesteht er nicht leicht. Was findet man aber derartiges bei den Christen? Keiner schämt sich, keiner empfindet Reue. Wenn er als Christ angegeben wird, rühmt er sich deß; wenn er angeklagt wird, vertheidigt er sich nicht; wenn er ausgefragt wird, bekennt er sogar freiwillig und wird er verurtheilt, so dankt er Gott.

Tertullian klagt dann darüber, daß man den Christen nicht so wie anderen Angeschuldigten erlaubte, sich zu verantworten, sondern sie ungehört verurtheilte. Den Christen allein wird nicht gestattet, sagt er, etwas zu sprechen, was ihre Sache rechtfertigen, die Wahrheit vertheidigen, den Richter vor Ungerechtigkeit bewahren könnte. Es wird

nur das Bekenntniß des Namens, nicht die Untersuchung der Schuld abgewartet.

Er weiset darauf hin, wie verkehrt das Verhör der Christen angestellt werde. Bei den andern Verbrechern wendet man peinliche Mittel an, damit sie bekennen; bei den Christen, damit sie verleugnen. Den Christen, welchen man für einen Feind der Götter, des Kaisers, der Gesetze, der Sitte, ja der ganzen Natur hält: den zwingt man zu leugnen, um ihn loszusprechen! Wir werden gemartert, sagt Tertullian, wenn wir bekennen, und bestraft, wenn wir beharren, aber freigesprochen, wenn wir leugnen; denn der Kampf wird gegen den Namen geführt.

Der Haß hatte die Heiden so sehr verblendet, daß sie auch das Gute, was sie von Jemand aussagten, durch Beifügung des christlichen Namens verunglimpften. Cajus Sejus, sagte einer, ist ein braver Mann. Schade, daß er ein Christ ist. Ein anderer: mich wundert nur, wie der sonst so weise Lucius plötzlich ein Christ geworden ist. Ist nicht, entgegnet Tertullian, Cajus deßhalb brav und Lucius weise, weil er ein Christ ist; oder ist er nicht deßhalb ein Christ, weil er weise und brav ist? Sie loben, was sie kennen, und tadeln, was sie nicht kennen; und nach dem, was sie nicht kennen, urtheilen sie schlecht über das, was sie kennen; da es doch billiger wäre, sich aus dem, was offenbar ist, ein günstiges Vorurtheil über das Verborgene zu bilden, als wegen des Verborgenen im voraus das, was offenbar ist, zu verdammen. Andere aber gebrauchen zum Tadel derjenigen, welche sie vor ihrem Uebertritte zum Christenthum als unstäte, gemeine, unredliche Menschen kannten, eben das, was zu ihrem Lobe

dient; die Blindheit des Hasses reißt sie selbst fort, dem christlichen Namen ein gutes Zeugniß zu geben. Was für eine ausgelassene, leichtfertige Frau! was für ein tändelnder, verliebter Jüngling! Nun sind sie Christen geworden! So wird der Name als Ursache der Besserung erkannt. Manche finden sich über ihren eigenen Nutzen mit jenem Hasse ab; sie lassen sich das Unrecht gefallen, wenn sie nur nicht den Gegenstand ihres Hasses im Hause behalten sollen. Die endlich züchtig gewordene Frau hat der Mann, der nun nicht mehr eifersüchtig ist, aus seinem Hause verstossen. Der bisher geduldige Vater hat den endlich gehorsam gewordenen Sohn enterbt; der bisher gelinde Herr hat den endlich treu gewordenen Sklaven von seinen Augen verbannt. Wie Jemand durch das Christenthum gebessert wird, nimmt man Anstoß an ihm.

Nachdem Tertullian dieses vorausgeschickt, um die Ungerechtigkeit des allgemeinen Hasses gegen die Christen zu beweisen, will er die Vertheidigung ihrer Unschuld anhängig machen und nicht blos abweisen, was man ihnen vorwirft, sondern die Vorwürfe auf jene, die sie machen, zurückwälzen.

Man berief sich auf das Ansehen der Gesetze gegen die unerlaubten Religionen, so wie auf die Verordnungen, welche gegen die Christenheit besonders erlassen waren, und sagte den Christen: es ist nicht erlaubt, daß ihr seid. Allein menschliche Gesetze, entgegnete Tertullian, können irren. Irrt dein Gesetz, so denke ich, es ist von einem Menschen abgefaßt; denn vom Himmel fiel es nicht herab. Wer wird sich wohl wundern, daß ein Mensch bei Entwerfung des Gesetzes entweder irren konnte oder bei besserer Einsicht es verwerflich findet?

Die den Christen ungünstigen Gesetze, behauptet er, sind nur von den schlechtesten Fürsten vollzogen worden. Durchblättert euere Jahrbücher und ihr werdet finden, daß Nero zuerst gegen diese Sekte, die vorzüglich in Rom sich erhob, mit seinem kaiserlichen Schwerte gewüthet hat. Eines solchen Urhebers unserer Verdammung können wir uns rühmen; denn wer ihn kennt, der weiß, daß nur etwas sehr Gutes von Nero verdammt werden konnte. Auch Domitian, so eine Art Nero an Grausamkeit, hat dergleichen versucht. Von der Art waren stets unsere Verfolger, nämlich ungerechte, lasterhafte, gottlose Menschen. Ihr selbst verdammt sie und seid besorgt, diejenigen in ihre Rechte wieder einzusetzen, die von ihnen verurtheilt wurden. Welche Gesetze sind es also, die nur die Gottlosen, Ungerechten und Lasterhaften, die Grausamen, Wahnwitzigen und Unvernünftigen an uns vollziehen?

Man gab vor, daß die Duldung der Christen nicht mit der Achtung verträglich sei, welche man den altherkömmlichen Gesetzen und Einrichtungen der Vorfahren schuldig ist. Allein eben die nothwendigsten und angemessensten Vorschriften über Sittenzucht waren aufgehoben, die Gesetze gegen Modesucht, Ueppigkeit, Ehrgeiz und Hoffart wurden nicht mehr beachtet. Selbst das, wirft Tertullian den Römern vor, was euere Väter über den Götterdienst vorsichtig angeordnet haben, das habt ihr überaus Gehorsamen umgestossen, indem ihr die früher verbotenen und unterdrückten unzüchtigen Mysterien des Bacchus und die Verehrung des Serapis und der Isis wieder aufgenommen habt. Wo ist denn die den Vorfahren schuldige Ehrfurcht? In der Kleidung, in der Lebensweise, in der Erziehung,

im Geschmacke, ja selbst in der Sprache habt ihr euch von eueren Ahnen losgesagt!

Hierauf antwortet er auf die schändlichen Gerüchte wegen der Greuelthaten, zu welchen sich die Christen bei ihrer Aufnahme eidlich verpflichten sollten. Man sorgt dafür, sagt er, daß dieß Gerede fortdauert, indem man nicht nachforscht; und der Haß unterstützt diese Anschuldigung. So viele als der Wahrheit fremd sind, sind ihre Feinde; die Juden eigentlich aus Bosheit, die Soldaten um zu erpressen und selbst die Hausgenossen aus natürlicher Abneigung. Wir werden täglich belagert, täglich verrathen, selbst bei unseren Zusammenkünften werden wir täglich überfallen. Wer nun fand je bei solchen Gelegenheiten ein wimmerndes Kind? wer hat eine Spur irgend einer Schändlichkeit entdeckt? Das Gerücht also ist es ganz allein, das schon so lange um die Frevelthaten der Christen weiß.

Mit Recht wirft Tertullian den Heiden vor, daß bei ihnen theils offen, theils im Geheimen das geschieht, was sie den Christen nachreden. Er beruft sich nicht blos auf das allgemein herrschende Sittenverderbniß, sondern auf die Göttersagen und auf gewisse religiöse Feierlichkeiten der Heiden.

Ausführlich untersucht er dann die Anklage, daß die Christen der Verachtung der Götter und der Beleidigung der kaiserlichen Majestät schuldig seien. Die Götter, beginnt er, verehren wir nicht mehr, seitdem wir erkannt haben, daß sie nicht Götter sind.

Seine Ansicht von dem Ursprunge der Vielgötterei ist nun freilich die oberflächlichste. Er meint, Jupiter

und die übrigen Gottheiten seien nur Menschen gewesen, die vor Zeiten auf Erden lebten und später durch die Sage in Götter verwandelt wurden. Aber in der Darstellung des Unsinnes der Götzenanbetung zeigt sich seine Eigenthümlichkeit, vernunftwidrigen Irrthum mehr witzig zu verspotten als ernstlich zu widerlegen, in ihrer vollen Kraft.

Ueber die Götzenbilder, sagt er, bemerke ich nichts weiter, als daß sie durch die Bildung aus demselben Stoffe Geschwister der gewöhnlichen Gefäße und Geräthschaften sind oder daß sie der Künstler aus denselben Gefäßen und Geräthschaften umgestaltet, während der Bearbeitung sie auf das schimpflichste behandelnd. Es ist uns wahrlich bei den Leiden, die wir dieser Götter wegen erdulden, ein großer Trost, daß auch sie bei ihrer Verfertigung dasselbe gelitten haben. Ihr heftet die Christen an Kreuze und Pfähle; welches Bildniß wird nicht zuerst in Thon geformt, den man an einem Kreuze oder an einem Pfahle anbringt. Am Galgen wird der Leib eueres Gottes zuerst geweiht. Mit eisernen Krallen zerfleischt ihr die Christen; aber an eueren Göttern werden alle Glieder noch stärker mit dem Meißel, dem Hobel und der Feile bearbeitet. Uns schlägt man den Kopf ab; die Köpfe euerer Götter sind nur mittelst Leim, Blei und Klammern aufgesetzt. Wir werden den wilden Thieren vorgeworfen; dadurch wollt ihr uns ohne Zweifel der Cybele, dem Bacchus und der Ceres beigesellen. Wir werden im Feuer gebrannt; auch die Götter nach ihrer ersten Formung. Wir werden in die Metallgruben geschickt; nach dem Metallwerth schätzt man euere Götzen. Auf Inseln werden

wir verbannt; auch mehrere euerer Götter sind auf Inseln geboren worden oder dort gestorben. Wenn nun hierdurch die Göttlichkeit entsteht, so werden wir, die man straft, geweiht und die Strafen sollten Vergötterungen heißen. Freilich euere Götter fühlen die Verunglimpfungen und Mißhandlungen so wenig wie die Verehrung. O der Gottlosigkeit! o des lästerlichen Schimpfes! Knirschet, schäumet! Doch wir, die wir nicht die kalten todten Bilder anbeten, für welche nur Geier, Spinnen und Mäuse Sinn haben, wir verdienen gewiß mehr Lob als Strafe wegen der Verwerfung des anerkannten Irrthums.

Tertullian weiset noch, um alle Blößen des Heidenthums aufzudecken, auf die Schändlichkeiten und Ausschweifungen hin, welche mit den religiösen Festlichkeiten verbunden waren, und auf die abgeschmackten Darstellungen aus dem Leben der Götter, welche sich selbst in den Schriften eines Homer und Pindar finden.

Hierauf folgt die Darstellung der christlichen Lehre von dem einen wahren Gott und des Zeugnisses, welches die Schöpfung, das natürliche Bewußtsein des Menschen und die heilige Schrift von ihm ablegt.

Was wir verehren, erklärt er, ist der eine Gott, welcher dieses Weltall mit der ganzen Einrichtung der Elemente, der Körper, der Geister durch sein gebietendes Wort, durch seine ordnende Vernunft, durch seine allmächtige Kraft zur Verherrlichung seiner Majestät aus nichts geschaffen hat; weßwegen denn auch die Griechen der Welt den Namen Kosmos, d. h. Schmuck, geben. Er ist unsichtbar, obgleich er geschaut wird; unbegreiflich, obgleich er durch seine Gnadenwirkung sich darstellt. Seine Größe macht

ihn den Menschen bekannt und unbekannt; und dieß ist die große Schuld, wenn einer ihn nicht anerkennen will, den er doch nicht verkennen kann. Wollt ihr, daß wir sein Dasein aus seinen vielen und so großen Werken, welche uns umgeben, erhalten, erfreuen, auch wohl erschrecken, oder aus dem Zeugnisse der Seele selbst beweisen? Ja, wenn diese, obschon in den Kerker des Leibes eingepreßt, obschon durch schlechte Lehren beschränkt, durch Lüste und Begierlichkeiten entkräftet und den falschen Göttern dienstbar, wie nach einem Rausche nach dem Schlafe oder nach einer Ohnmacht zur Besinnung kömmt, und wenn sie zum Gefühle ihrer Gesundheit gelangt, so spricht sie den Namen Gottes nur in der Einheit aus, weil nur dieser Eine der eigentlich wahre Gott ist. Großer Gott! Guter Gott! was Gott gibt! so sprechen alle. Auch als den Richter bezeugt ihn die Seele. Gott sieht es! ich empfehle es Gott; Gott wird mir vergelten. O das Zeugniß der Seele, die von Natur eine Christin ist! Und solches aussprechend, blickt sie nicht zum Capitol, sondern zum Himmel empor; denn sie kennt den Sitz des lebendigen Gottes; von ihm und von dort ist sie herniedergekommen.

Damit wir aber noch vollkommener und nachdrücklicher von ihm, von seinen Anordnungen und von seinem Willen Kunde empfangen, hat er den Unterricht durch Schriften hinzugefügt, wenn jemand über Gott nachforschen, durch Nachforschung finden, dem Gefundenen glauben und dem Geglaubten dienen will. Und nun spricht Tertullian von den Verfassern, von dem Alter und Ansehen der heiligen Schriften des alten Bundes, die wegen

der Verbreitung der Juden durch das ganze römische Reich auch den Heiden bekannt sein konnten und, nachdem die jüdische Religion öffentlich geduldet wurde, nicht für gefährlich galten.

Allein man mochte die Christen im Verdachte haben, daß sie nur zum Scheine sich die heiligen Bücher der Juden aneignen, um unter dem Schutze der jüdischen Religion, welche erlaubt war, ihre sonderbaren Eigenthümlichkeiten zu verbergen. Man wußte ja, daß das Christenthum neueren Ursprungs ist und daß Jesus, den die Christen verehrten, von den Juden nur für einen Menschen gehalten wurde. Gerade dieß erregte Anstoß, daß die Christen einen Menschen anzubeten schienen. Tertullian entgegnet: wir schämen uns nicht des Christus, dessen Namen wir tragen und für den wir freudig sterben; aber wir bekennen dennoch den einen wahren Gott. Es ist also nothwendig, einiges von Christus als Gott zu sagen.

Die Juden, beginnt er, waren wegen der ausgezeichneten Gerechtigkeit und des Glaubens ihrer Stammväter von Gott besonders begnadigt. Zuletzt wichen sie von den göttlichen Geboten ab und daher durchziehen sie jetzt zerstreut umherschweifend, aus ihrer Heimath verbannt, den Erdkreis. Aber es wurde vorausgesagt, daß Gott sich aus allen Völkern und Ländern treuere Verehrer wählen und ihnen wegen der Annahme einer vollkommeneren Lehre seine Gnade zuwenden werde. Der Verleiher dieser Gnade, der Meister der Lehre, welcher das Menschengeschlecht erleuchtet und leitet, ist Christus, der Sohn Gottes, der vorher angekündigt wurde. Ich will zuerst von seinem Wesen sprechen, damit die Art seiner Geburt verständlich werde.

Gott hat, wie gesagt, das Weltall durch sein Wort und seine Vernunft und seine Kraft geschaffen. Auch euere Weltweisen nehmen den Logos, d. h. das Wort oder die Vernunft als Weltbildner an. Wir aber schreiben dem Worte, der Vernunft und Kraft, durch welche Gott alles geschaffen hat, eine eigentliche geistige Wesenheit zu und diese, lehren wir, ist aus Gott hervorgebracht und durch Hervorbringung gezeugt, und darum wird sie Sohn Gottes und wegen der Einheit des Wesens Gott genannt. Denn auch Gott ist Geist. Wenn ein Strahl von der Sonne hervorgeht, ist er ein Theil vom Ganzen; aber die Sonne ist im Strahle, weil er ein Strahl der Sonne ist und das Wesen nicht getrennt, sondern ausgedehnt wird. So ist der Geist vom Geiste und der Gott von Gott, wie das Licht, das am Lichte angezündet ist. Unversehrt und unvermindert bleibt der Grundstoff, wenn auch mehreres Gleichartige daraus abgeleitet wird; so ist auch, was aus Gott hervorgegangen ist, Gott und Sohn Gottes, und beide sind eines. Der Geist vom Geiste und der Gott von Gott hat eine Zweiheit bewirkt durch die Art seines Bestehens, er ist ein anderer der Stufe, nicht der Beschaffenheit nach. Er hat sich von dem Grundwesen nicht getrennt, sondern ist aus ihm herausgetreten. Dieser Strahl Gottes fiel, wie es in der Vorzeit verkündet worden, in eine Jungfrau, nahm in ihr Fleisch an und wurde als Gottmensch geboren. Das Fleisch mit dem Geiste geeinigt wird genährt, wächst, spricht, lehrt, wirkt und ist Christus.

Nachdem Tertullian noch die vorzüglichsten Thatsachen aus dem irdischen Leben des Herrn angeführt, schließt er

diese bedeutende Erörterung mit dem Bekenntnisse: wir sagen es, und sagen es öffentlich, und rufen es blutend unter den Martern aus: wir verehren Gott durch Christus. Möget ihr ihn für einen Menschen halten; durch ihn und in ihm will Gott anerkannt und verehrt werden!

Noch führt er als ein Zeugniß für die Gottheit des Gesalbten die Macht der Christen über die bösen Geister an, für deren Werk auch er die heidnische Götterverehrung hält. Christus in Gott und Gott in Christus fürchtend, sagt er, werden die Dämonen den Dienern Gottes und des Gesalbten unterworfen. Sie entweichen, durch die Vorstellung des ewigen Feuers erschüttert, auf unseren Befehl wider Willen und klagend aus den Leibern. Und wenn ein Dämon von einem Christen zu reden genöthigt wird, so wird er sich eben so der Wahrheit gemäß als einen bösen Geist zu erkennen geben, wie er sich sonst fälschlich Gott nannte. Wenn sie wahre Götter sind, warum lügen sie, daß sie böse Geister seien? Also ist den Christen euere Gottheit unterworfen, und die einem Menschen unterworfene Macht kann allerdings nicht für eine Gottheit gehalten werden. Diese Zeugnisse euerer Götter pflegen Christen zu machen; weil wir, indem wir ihnen glauben, an Christus unsern Herrn glauben. —

Mochte man nun alle Gründe verwerfen, wodurch die Christen ihren Abfall von den römischen Göttern zu rechtfertigen, die Vortrefflichkeit und Wahrheit ihres Gottesdienstes zu beweisen pflegten, so konnten sie noch einen Grundsatz vorbringen, dessen Anerkennung sie den Verfolgungen von Seite der Staatsgewalt für immer entzog.

Das Christenthum hatte nämlich, indem es die Freiheit des Geistes verkündigte und die Religion und Sittlichkeit auf die unmittelbare freie Beziehung des einzelnen Menschen zu Gott gründete, den Gedanken von allgemeiner Freiheit jedweder Religion innerhalb des Staates zur Geltung gebracht. Das geordnete Dasein im Staate, die Befolgung seiner Gesetze, die Erfüllung der bürgerlichen Pflichten ist zunächst nicht durch das Glaubensbekenntniß bedingt; denn das religiöse und das staatliche Leben bilden und entfalten sich in zwei verschiedenen Kreisen.

Tertullian spricht dieß sehr bestimmt und klar aus. Möge der eine Gott verehren, sagt er, der andere den Jupiter; der eine die flehenden Hände zum Himmel, der andere zum Altar der Treue ausstrecken; der eine, wie ihr von uns Christen meint, betend die Wolken, der andere die Tafeln an der Temlpeldecke zählen; der eine seine eigene Seele, der andere die eines Bockes Gott als Opfer weihen. Sehet wohl zu, ob das nicht den Namen der Religionslosigkeit verdiene, die Freiheit der Religion nehmen zu wollen und die Wahl der Gottheit zu untersagen, so daß es mir nicht erlaubt sein soll, zu verehren, wen ich will, sondern ich gezwungen werde, zu verehren, wen ich nicht will. Niemand, selbst ein Mensch nicht, wird von einem Unfreiwilligen verehrt sein wollen.

Ueberdieß schien es schon deßwegen, weil so verschiedenartige Götterdienste im römischen Reiche bestanden, eine Unbilligkeit, daß den Christen allein die Duldung so hartnäckig verweigert wurde. Jede Provinz im römischen Reiche, klagt Tertullian, hat eigene Religion und eigene Gottheit. Nur uns allein ist die eigenthümliche Religion ver-

boten. Wir beleidigen die Römer und werden nicht für Römer gehalten, weil wir den Gott der Römer nicht verehren. Es ist nur gut, daß es einen Gott aller gibt, dem wir alle, wir mögen wollen oder nicht, angehören. Bei euch aber darf man alles, nur nicht den wahren Gott verehren, gleich als wäre nicht derjenige vielmehr der Gott aller, dem wir alle angehören. —

So viel zur Abwendung der Anklage, daß die Christen die Gottheit lästern und die Religion verachten. Tertullian erörtert hierauf den zweiten Klagepunkt, daß sie die geheiligte Majestät beleidigen, weil sie nicht für das Wohl des Kaisers opfern. Er spottet nur darüber, daß man bei den unmächtigen Göttern Hülfe für den Herrscher sucht. Deßhalb sündigen wir, sagt er, gegen die Majestät der Kaiser, weil wir sie nicht den Götzenbildern unterwerfen, die ihr Eigenthum sind; weil wir mit ihrem Wohle kein Spiel treiben, indem wir nicht glauben, daß es in bleiernen Händen liege! Nein! ihr seid ehrfurchtslos, die ihr es da sucht, wo es nicht zu finden ist; die ihr es von denen erbittet, welche es nicht geben können, und den übergehet, in dessen Gewalt es stehet. Ueberdieß bekämpft ihr auch die, welche es zu erflehen wissen und welche es erlangen können, weil sie zu bitten verstehen. Denn wir rufen für das Heil der Kaiser den ewigen, den wahren, den lebendigen Gott an, den auch die Kaiser vor allen anderen sich gnädig wünschen. Sie wissen, wer ihnen die Herrschaft, sie wissen als Menschen, wer ihnen das Leben verliehen hat. Sie fühlen, daß er der einzige wahre Gott ist, in dessen Gewalt allein sie stehen, nach dem sie die ersten sind vor allen Götzen und über alle Götzen erhoben.

Warum nicht? da sie über alle Menschen erhoben sind, die als lebendige Wesen mehr sind, als die todten Götzen. Wenn sie überdenken, wie weit die Macht ihrer Herrschaft reicht, müssen sie Gott anerkennen. Denn sie sehen ein, daß sie alles durch ihn vermögen, gegen den sie nichts vermögen können. Versuche es einmal der Kaiser, den Himmel zu bekriegen, den Himmel gefangen im Triumphe aufzuführen, dem Himmel Zölle aufzulegen! Das vermag er nicht. Deßhalb ist er groß, weil er kleiner ist, als der Himmel; denn er selbst ist desjenigen, dessen auch der Himmel, dessen alle Geschöpfe sind. Daß er Kaiser ist, hat er von dem, von welchem er hat, daß er Mensch ist, noch ehe er Kaiser ist; seine Gewalt hat er daher, woher er auch das Leben hat. Zu dem hinaufblickend mit ausgebreiteten, weil schuldlosen Händen, mit entblößtem Haupte, weil wir uns vor ihm nicht schämen, flehen wir ohne Aufforderung, weil wir aus der Fülle des Herzens beten, stets für alle Kaiser. Daß ihnen zu Theil werde ein langes Leben, eine sichere Regierung, häusliche Ruhe, ein tapferes Heer, ein treuer Senat, ein biederes Volk, ein friedliches Reich und alles, was der Mensch und der Kaiser wünschen kann: dieß kann ich nur von dem erbitten, von dem ich es zu erhalten gewiß bin; weil er allein es ist, der es verleihen kann, und ich der bin, dem es zukömmt, dieß von ihm zu erlangen, als sein Diener, der ich ihn allein verehre, der ich für seine Lehre mein Leben hingebe, der ich ihm das beste von ihm selbst verordnete Opfer darbringe, das Gebet, das von einem keuschen Leibe, von einer schuldlosen Seele, das von einem geheiligten Geiste kömmt; nicht einige Körner kostbaren Weihrauchs, nicht ein paar Tro-

pfen Weines, nicht das Blut eines abgelebten Stieres, der ohnehin nach dem Tode sich sehnt, und nach allem Schmutze noch ein unreines Gewissen; so daß es mich wundert, warum man, wenn die Opfer bei euch von lasterhaften Priestern untersucht werden, vielmehr die Herzen der Opferthiere als der Opferer prüft. So nun, während wir die Arme nach Gott ausstrecken, mögen uns die Krallen zerfleischen, die Kreuze ausspannen, die Flammen belecken, die Schwerter die Kehlen durchstechen, die wilden Thiere uns anfallen: die Stellung des betenden Christen ist gleich geeignet für jede Todesart. Thut das, ihr guten Statthalter! foltert dem die Seele aus, der für des Kaisers Wohl zu Gott betet. Da ist Verbrechen, wo wahre Gottesverehrung ist!

Die Bürgertreue der Christen, ihre aufrichtige Anhänglichkeit an die bestehende Herrschaft und den Träger derselben kann nicht schöner und kräftiger ausgesprochen werden, als es hier von Tertullian geschieht. Die Christen verlangten Freiheit für die Uebung ihrer Religion, aber sie wurden dadurch nicht dem Gemeinwesen entfremdet. Allenthalben auf Befehl des Kaisers mit gefühlloser Grausamkeit unterdrückt, bewahrten sie ihm jene reinen, zarten Gefühle, welche den Geist des Menschen zu frommem Gebete zu erheben und zu liebevoller Fürbitte zu bewegen im Stande sind. Jedoch weigerten sie sich auch mit hochherzigem Freisinn, dem Kaiser die Ehre zu geben, welche Gott gebührt. Augustus, der Gründer der Kaiserherrschaft, sagt Tertullian, wollte nicht einmal Herr genannt werden; denn dieß ist ein Beiname Gottes. Doch will ich gern den Kaiser meinen Herrn nennen, wenn ich

nicht gezwungen werde, ihn an Gottes Statt Herr zu nennen. Sonst bin ich frei von ihm; denn ich habe nur einen Herrn, den allmächtigen und ewigen Gott, denselben, der auch des Kaisers Herr ist. Wer Vater des Vaterlandes ist, wie ist der Herr? Der Name, der die Liebe ausdrückt, ist etwas Erfreulicheres, als der Name, der die Gewalt bezeichnet. Auch die Oberhäupter der Familien lassen sich lieber Väter als Herren nennen. Ferne sei es also, daß der Kaiser Gott genannt werde; denn das ist die schändlichste und verderblichste Schmeichelei.

Aus sittlichen Beweggründen blieben die Christen auch von den unanständigen und abgöttischen Festlichkeiten fern, welche den Kaisern zu Ehren gefeiert wurden. Denjenigen, welche ihnen dieß verargten, erwiedert Tertullian: die Christen sind also deßwegen Feinde des Staates, weil sie den Kaisern keine eitlen, keine lügenhaften, keine frechen Ehrenbezeugungen erweisen; weil sie als Bekenner der wahren Religion die Feste der Kaiser mehr in ihrem Herzen als durch Ausgelassenheit feiern. Wahrlich es ist eine große Huldigung, öffentlich schaarenweise schmausen, der Stadt das Ansehen einer Schenke geben, den Wein auf der Straße fließen lassen, haufenweise zu Schlägereien, zu Unverschämtheiten, zu Reizungen der Lust zusammenlaufen! Wird so die öffentliche Freude durch öffentliche Schmach ausgedrückt? Ist das geziemend für die Festtage der Fürsten, was für andere Tage unschicklich ist? O die wir mit Recht strafbar sind! denn warum feiern wir die Feste der Kaiser in Keuschheit, in Nüchternheit, in Rechtschaffenheit? Warum beschatten wir an den Freudentagen nicht unsere Thüren mit Lorbeern und verdunkeln den Tag nicht mit Lichtern?

Denjenigen, welche die Christen als Verschwörer, als Feinde des römischen Reiches verdächtigten, bemerkt er, daß ihnen allerdings die Kräfte nicht fehlten, sich an ihren Verfolgern zu rächen, wenn es ihnen möglich wäre, Böses mit Bösem zu vergelten. Er weiset auf die große Menge der Christen hin, welche den Staat umzustürzen vermöchten, wenn sie sich feindlich erheben würden. Wir sind von gestern her, sagt er, und erfüllen doch schon all das Euerige; euere Städte, Häuser, Schlösser, Freistädte, Märkte, den kaiserlichen Palast und den Senat; die Tempel allein haben wir euch übrig gelassen. Welchem Kriege wären wir nicht gewachsen? und wären wir nicht besonders tüchtig, die wir so gerne in den Tod gehen, wenn es nach unserer Lehre nicht vielmehr erlaubt wäre, sich tödten zu lassen, als zu tödten?

Es wäre billig (so schließt Tertullian diesen Abschnitt), diese Sekte unter die erlaubten Verbindungen zu zählen, da von derselben nichts von dem begangen wird, was man von unerlaubten Verbindungen zu fürchten pflegt. Wir, die wir für allen Ehrgeiz kalt sind, wir haben keine Ursache zu Verschwörungen, und nichts ist uns fremder, als Staatssachen. Wir betrachten die Welt als den gemeinschaftlichen Staat für alle.

Nachdem er bisher die Anschuldigungen, welche theils aus Unkenntniß und Vorurtheil, theils aus Haß und Bosheit gegen die Christenheit erhoben wurden, widerlegt hat, will er, wie er sich ausdrückt, auch das Gute, was die Christenpartei hat, aufzeigen. Ohne das eigentliche Heiligthum des christlichen Gottesdienstes zu nennen, schildert er nur die Versammlung zu gemeinschaftlichem Gebete, zur Lesung der heiligen Schriften und die strenge Sittenzucht.

Hier gibt es, sagt er, Ermahnung, Züchtigung und ein göttliches Strafurtheil. Denn das Gericht macht einen großen Eindruck, weil man gewiß ist, daß Gott zuschaut. Und die schwerste Strafe, eine Vorentscheidung des künftigen Gerichtes ist es, wenn einer wegen seiner Vergehen von der Theilnahme am Gebete, an der Versammlung, an dem ganzen heiligen Dienste ausgeschlossen wird.

Tertullian erwähnt die Liebesgaben, welche zur Unterstützung der Bedürftigen in der Gemeinde und derjenigen verwendet werden, die wegen ihres Bekenntnisses in die Bergwerke abgeführt oder auf Inseln verbannt wurden oder in den Gefängnissen liegen. Aber eben diese so große Liebesthätigkeit, sagt er, macht uns bei manchen verdächtig. Seht, sagen die Heiden, wie die Christen einander lieben! (Denn sie selbst hassen einander.) Wie sie für einander zu sterben bereit sind! (Denn sie sind vielmehr bereit, einander zu morden.) Aber auch daß wir uns Brüder nennen, verargen sie uns, aus keinem andern Grunde, als weil bei ihnen alle Beziehungen der Verwandtschaft etwas Erheucheltes sind. Auch euere Brüder sind wir, ruft er den Heiden zu, nach dem Rechte der einen Mutter Natur, obgleich ihr als schlechte Brüder die menschliche Natur verleugnet. Aber auf wie viel würdigere Weise werden diejenigen Brüder genannt und dafür gehalten, die den einen Gott als Vater anerkannt, die den einen Geist der Heiligkeit empfangen haben, die aus derselben Finsterniß der Unwissenheit zu dem einen Lichte der Wahrheit hervorgescheucht worden sind. Und wir, die in Geist und Seele verbunden sind, wir tragen auch kein Bedenken, die Güter miteinander gemeinsam zu haben.

Er schildert auch die Liebesmahle, die von apostolischer Zeit her noch in einzelnen Gemeinden bestanden. Die Beschaffenheit unserer Mahle, an welchen einige Anstoß nehmen, gibt ihr Name an; sie werden mit dem Worte Agape benannt, das bei den Griechen Liebe bedeutet. Was sie auch kosten mögen, es bringt Gewinn, im Namen der Liebe Aufwand zu machen; denn wir reichen damit den Armen Erquickung. So ist die Veranlassung des Mahles eine ehrliche, und nach ihr mögt ihr auch die Ordnung bei demselben beurtheilen. Da es nach der Vorschrift der Religion gehalten wird, so geschieht nichts Gemeines, nichts Unsittliches. Man setzt sich nicht eher zu Tische, als das Gebet zu Gott gekostet ist. Man ißt, so viel der Hunger fordert, man trinkt, so viel wie Züchtigen nützlich ist. Nachdem die Hände gewaschen und Lichter angezündet sind, werden einzelne aufgefordert, entweder nach den heiligen Schriften oder nach eigener Eingebung, wie sie es vermögen, in der Versammlung Gott lobzusingen; da zeigt es sich, wie viel einer getrunken hat. Eben so beschließt Gebet die Mahlzeit. Dann geht man auseinander zur Pflege der Bescheidenheit und Züchtigkeit. Eine Gemeinde von rechtschaffenen und guten Menschen, fährt er fort, sollte man nicht eine gefährliche Partei nennen. Im Gegentheile sollte man jene eine Partei nennen, welche sich zum Hasse der Guten verbinden und das Blut der Unschuldigen fordern.

Während viele die Christen für eine Sekte hielten, die sich zur Umwälzung des Staates verbunden habe, tadelten sie andere deßwegen, weil sie um die irdischen Angelegenheiten sich zu wenig kümmerten und für das Le-

den unbrauchbar wären. Wie kann man dieß von Menschen sagen, entgegnet Tertullian, die mit euch leben, welche dieselbe Kost und Kleidung, dieselbe Lebensweise, dieselben Bedürfnisse mit euch gemein haben? Denn wir sind nicht Brahmanen oder indische Gymnosophisten, nicht Wälderbewohner, die den Umgang fliehen. Wir sind wohl eingedenk des Dankes, den wir Gott dem Herrn und Schöpfer schuldig sind; wir verschmähen keinen Genuß seiner Werke. Wir mäßigen ihn nur und hüten uns vor schlechtem Gebrauche derselben. Daher bewohnen wir mit euch diese Welt, nicht ohne Märkte, ohne Badanstalten, ohne Werkstätten und den übrigen Verkehr des Lebens mit euch zu theilen. Wir treiben mit euch Schifffahrt und Kriegsdienst, Landbau und Handel. Wir theilen mit euch euere Gewerbe und geben unsere Arbeit mit her für eueren Gebrauch.

Da die Christen nur die ungeziemenden Beschäftigungen, die abergläubischen oder abgöttischen Gebräuche, die schändlichen Schauspiele mieden, so kann Tertullian mit Recht erwiedern, daß sie nur von Verführern, von Schauspielern, von Zauberern, Marktschreiern, Wahrsagern und ähnlichen Betrügern unnütze Menschen genannt würden. Für solche Leute unnütz zu sein sei jedoch ein großer Nutzen.

Manche Heiden fühlten sich doch gedrungen, das Gute an den Christen anzuerkennen, welches sie im Umgange und Verkehr mit ihnen beobachteten. Aber sie hielten das Christenthum nicht für etwas Göttliches, sondern nur für eine Art von Philosophie. Dasselbe, sagte man, lehren auch die Weltweisen, nämlich Unbescholtenheit, Gerechtigkeit,

Geduld, Nüchternheit, Keuschheit. Aber warum, fragt Tertullian, gesteht man denn, wenn dieses so ist, den Christen nicht dieselbe Freiheit und Straflosigkeit zu wie den Philosophen? Warum nöthigt man diese nicht zu Verrichtungen, deren Verweigerung für uns so gefährlich ist? Wer zwingt denn einen Philosophen zu opfern, bei den Göttern zu schwören oder bei hellem Mittag mit eitlen Lichtern Possen zu treiben? Ja sie vernichten öffentlich euere Götter und schreiben unter euerem Beifalle Bücher gegen eueren Aberglauben!

Dann weiset er, um den großen Vorzug des Christenthums vor der heidnischen Weltweisheit darzulegen, darauf hin, daß die berühmtesten Philosophen, Sokrates, Plato, Aristoteles, sich nicht durchaus über den heidnischen Aberglauben, über den Götzendienst und die heidnische Unsitte erhoben hätten. Er spricht sogar in seiner Abneigung gegen alles Heidnische die Meinung aus, daß die Philosophen die Wahrheit nur verfälscht hätten, indem ein jeder von ihnen seine Ehre darin suchte, sich eine eigene Wahrheit zu machen. Worin, fragt er, gleichen sich der Philosoph und der Christ? der Schüler Griechenlands und der Jünger des Himmels? der nach Ruhm und der nach dem ewigen Leben Strebende? Der Wortmacher und der Thatenvollbringer? der Zerstörer und der Erbauer? der Freund und der Feind des Irrthums? der Verderber und der Erhalter der Wahrheit, der Dieb und der Wächter derselben?

Solche Aeußerungen Tertullians konnten nur aus der Ueberzeugung entspringen, daß der Widerspruch des Heidenthums gegen die christliche Religion durchaus unlösbar

und ein friedliches Zusammenbestehen beider unmöglich sei. Dann durfte man auch nicht hoffen, daß eine Vertheidigungsschrift die Gesinnung der ungerechten Richter ändern, die Wuth der Feinde besänftigen würde. Den Christen blieb nichts übrig, als geduldig und ausdauernd die Leiden des Kampfes zu ertragen mit der Gewißheit, die unvergänglichen Güter, nach denen sie strebten, zu gewinnen, und mit der Zuversicht, daß die Christenheit doch endlich den Sieg erlangen werde. Diesen Gedanken spricht auch Tertullian am Schlusse seiner Schrift in erhebenden Worten aus. Daß wir vor die Richterstühle gefordert werden, sagt er, und mit Lebensgefahr für die Wahrheit kämpfen, dieß ist unsere Schlacht; und der Sieg ist die Erlangung dessen, wofür wir kämpfen. Dieser Sieg verleiht den Ruhm der Gottgefälligkeit und die Beute des ewigen Lebens. So fahrt nun fort, ihr guten Statthalter, die ihr bei dem Volke für desto besser geltet, wenn ihr ihnen Christen opfert. Quälet, foltert, verdammet, vernichtet uns; euer Unrecht ist die Bewährung unserer Unschuld. Alle euere ausgesuchte Grausamkeit richtet doch nichts aus, sie ist vielmehr ein Reiz zur Vermehrung der Sekte. Wir werden unserer mehr, so oft ihr uns vertilgt; das Blut der Christen ist eine Aussaat. Viele bei euch ermahnen zur Ertragung des Schmerzens und des Todes; doch ihre Worte finden nicht so viele Schüler wie die Thaten der Christen. Jene Hartnäckigkeit selbst, die ihr uns vorwerft, ist eine Lehrerin. Denn wer wird durch die Betrachtung derselben nicht angeregt, nachzuforschen, was an der Sache sei? Wer tritt nicht selbst herzu, wenn er nachgeforscht hat? Wer sehnt sich

nicht, wenn er übergetreten, für die Sache zu leiden, um Gottes Gnade ganz zu erwerben und durch Hingabe seines Blutes volle Verzeihung zu erlangen? Denn für eine solche That werden alle Vergehen erlassen. Daher sagen wir für euere Strafurtheile Dank. Wie das, was Menschen thun, mit dem, was Gott thut, im Widerstreite ist, so werden wir, wenn wir von euch verurtheilt werden, von Gott freigesprochen!

Tertullian, der hier ein so kraftvolles Zeugniß für die Wahrheit des Christenthums abgelegt, ließ sich später von der düsteren Schwärmerei der Montanisten hinreißen, welche ihre Sekte für die Kirche des heiligen Geistes hielten. Nun richtete er seinen Groll, seinen Haß und seine Schmähungen gegen die Kirche; und so starb dieser Mann, der einst ein so begeisterter Schutzredner der allgemeinen Christenheit war, als ihr unversöhnter Feind.

Im Anfange der Regierung des grausamen wahnsinnigen Caracalla (211—217) währte die Verfolgung der Christen fort; doch erhielten dieselben, da nicht neue Verordnungen gegen sie erlassen wurden, allmälich Ruhe.

Auch von Elegabal (219—222), der sich durch jede Art Schlechtigkeit auszeichnete, wurden sie nicht gestört. Dieser Kaiser hatte die Absicht, den abscheulichen syrischen Sonnendienst, dessen Priester er gewesen war, zur herrschenden Religion zu machen und die anderen Religionen, auch die jüdische und christliche, damit zu verschmelzen. Darum duldete er die Christen. Aber bevor er den Versuch machen konnte seinen Plan auszuführen, wurde er ermordet.

Sein Nachfolger, der edle, fromme, für alles Gute

empfängliche Alexander Severus (222—235) war ein wohlwollender Gönner der Christen. Obgleich er den römischen Götterdienst gewissenhaft pflegte, ehrte er auch Jesus Christus als ein göttliches Wesen. In einer Hauskapelle, wo er seine Morgenandacht verrichtete, hatte er unter den Büsten der besseren vergötterten Kaiser und anderer berühmter Männer, des Orpheus, des Abraham, des Apollonius von Tyana, auch ein Bild des Herrn aufgestellt. Es wird berichtet, daß er Christus unter die römischen Götter aufnehmen und ihm einen Tempel erbauen wollte. Allein diejenigen, welche über religiöse Dinge zu Rathe gezogen wurden, verhinderten es, indem sie sagten, dann würden alle Christen werden. In die Wände seines Palastes und in öffentliche Denkmäler ließ er den Ausspruch Christi, den er oft im Munde führte, eingraben: wie du nicht willst, daß man dir thue, so thu' einem andern nicht. Seine Mutter Julia Mammäa berief, als sie sich in Antiochia aufhielt, den gelehrten Origenes zu sich, um von ihm Aufschlüsse über die christlichen Lehren zu empfangen. Gewiß empfahl sie die Christen ihrem Sohne, auf dessen Gemüth sie großen Einfluß übte. Manche Erklärungen Alexanders bezeugen, daß er die Christen wie eine rechtmäßig bestehende Genossenschaft behandelte und sie wegen ihrer Einrichtungen werthschätzte. Als die Zunft der Garköche in Rom mit der Christengemeinde über den Besitz eines Grundstückes stritt, entschied der Kaiser: es sei besser, daß an dieser Stelle Gott in irgend einer Weise verehrt, als daß sie den Garköchen überlassen werde. Er ließ die Namen derjenigen, denen Verwaltungsämter in den Provinzen übertragen werden sollten, vorher veröffentlichen,

damit jeder, der sie eines Verbrechens beschuldigen konnte, seine Klage mit Beweisen vorbrächte. Denn es wäre hart, sagte er, bei Ernennung der Beamten, denen Habe und Leben der Menschen anvertraut wird, nicht so wie die Juden und Christen zu verfahren, welche die Namen derjenigen bekannt machen, die als Priester aufgestellt werden sollen.

In dieser Zeit des Friedens begannen auch die Christen Kirchen zu errichten. Allein selbst dieser so günstig gesinnte Kaiser vermochte nicht durch Aenderung der römischen Gesetze ihnen dauernde Sicherheit zu gewähren. Sogar sammelte unter seiner Regierung der berühmte Rechtsgelehrte Domitius Ulpianus in seinen Büchern über das Amt der Statthalter die Verordnungen der frühereren Kaiser gegen die Christen.

Nach der Ermordung des Alexander Severus wurde der rohe Thracier Maximinus (235—238) auf den Thron erhoben. Er verfolgte die Christen schon aus Haß gegen die Familie seines Vorgängers, in welcher mehrere Gläubige waren und befahl die Vorsteher der Kirchen zu töden. Dazu kamen in einigen Gegenden, wie in Kappadocien und im Pontus, verheerende Erdbeben, wodurch die Volkswuth gegen die Christen entflammt wurde.

Die nach langer Friedenszeit unerwartete Verfolgung machte gewaltigen Eindruck; sie war besonders heftig in Kappadocien, weil dort auch der Statthalter Serenianus die Christen hart bedrängte. Doch konnten sie sich, da der Sturm sich nur über einzelne Gegenden verbreitete, durch die Flucht retten. Origenes verfaßte damals eine Schrift über das Marthyrium und widmete sie seinem Freunde

Ambrosius und dem Priester Protoktetus von Cäsarea, die beide als Bekenner im Gefängnisse vieles leiden mußten.

Philippus, der Araber (244—249), dagegen zeigte sich den Christen so gewogen, daß sich später die wohl unbegründete Sage verbreitete, er sei Christ gewesen. Origenes stand mit diesem Kaiser in Verbindung und hat mehrere Briefe an ihn und seine Gattin, die Severa, geschrieben.

Decius Trajanus (249—251), der nach dem Sturze seines Vorgängers Alleinherrscher wurde, bestieg den Kaiserthron mit dem Entschlusse, die Christenheit auszurotten. Die Verfolgung, welche er sogleich im Anfang seiner Regierung anordnete, war schreckbarer als alle früheren und erstreckte sich über das ganze Reich. Ihre Wirkungen waren um so verderblicher, als sich die Christen dießmal weniger kampfgerüstet, weniger muthig bewiesen. Zwar war der Zustand der Kirche in vielen Beziehungen sehr erfreulich. Die frohe Botschaft vom Reiche Gottes hatte sich in den drei Welttheilen verbreitet; in den Städten und auf dem Lande bestanden Christengemeinden. Die heidnischen Tempel waren theilweise zerfallen oder zerstört, allerorts wurden Kirchen und Bethäuser errichtet. In den verschiedenen Landschaften standen ehrwürdige heilige Männer den Kirchen vor; Dionysius in Alexandria, Cyprian in Karthago, Gregor der Wunderthäter zu Neucäsarea im Pontus, Alexander in Jerusalem, Babylas in Antiochia, Firmilian zu Cäsarea in Kappadocien und der Oberhirt der allgemeinen Kirche, Fabianus, in Rom. Auch die Wissenschaft wurde überall durch ausgezeichnete Lehrer gepflegt. Aber die Sitten in den christlichen Gemeinden

waren nicht mehr so streng, so schön wie in früheren Zeiten. Unter der großen Masse derjenigen, welche jetzt in die Kirche eintraten, hatten viele weder die wahre Glaubenskraft, noch wurden sie geistig erneuert, sondern sie waren nur dem Namen nach Christen. Nicht mehr so feindlich von dem Umgange mit den Heiden geschieden nahmen die Christen auch die Gebräuche und Laster der Heiden an. Und die lange Ruhe, welche sie genossen (denn die Verfolgung des Maximinus war nur örtlich und von kurzer Dauer) hatte sie verweichlicht und sie verloren die Stärke, die nur durch Uebung im Kampfe gewonnen zu werden pflegt.

Die Verfolgung, von welcher sie jetzt heimgesucht wurden, schien daher nicht sowohl eine Drangsal zu sein, welche Unschuldige und Gerechte überfiel, sondern ein göttliches Strafgericht, welches zur Läuterung und Prüfung nothwendig war. In diesem Sinne sprach sich Cyprian, der Bischof von Karthago, aus. Der Herr wollte, sagt er, sein Volk prüfen lassen, und weil die uns von Gott vorgeschriebene Lebensordnung durch langen Frieden verdorben war, so richtete ein göttliches Strafgericht den darniederliegenden und fast zu sagen schlafenden Glauben wieder auf. Obgleich wir durch unsere Sünden mehr verdienten, lenkte der gnädige Herr es so, daß dieß alles, was geschehen, vielmehr eine Prüfung als eine Verfolgung zu sein schien. Denn indem einzelne vergaßen, was die Gläubigen zur Zeit der Apostel gethan haben und was sie stets thun sollten, trachteten sie mit unersättlicher Gier anch Vermehrung des irdischen Vermögens. Den Priestern fehlte die innige Gottesfurcht, den Dienern der Kirche der

unversehrte Glaube, den Werken die Barmherzigkeit, den Sitten die Zucht. Nirgends war Aufrichtigkeit; durch List und Trug hinterging man die Brüder. Mit Ungläubigen schloß man das Band der Ehe. Man schwur nicht nur leichtfertige, sondern falsche Eide, verachtete übermüthig die Vorgesetzten und entzweite sich unter einander durch unversöhnlichen Haß. Viele der Bischöfe, welche mit Ermahnung und Beispiel den übrigen vorangehen sollten, vernachläßigten die Verwaltung des heiligen Amtes und beschäftigten sich mit Verwaltung irdischer Dinge. Sie verließen ihren Bischofsstuhl und ihr Volk, schweiften in fremden Provinzen umher, suchten auf den Märkten gewinnreiche Geschäfte, häuften Geld auf während die Brüder in den Kirchen hungerten, rissen betrügerisch Grundstücke an sich, vermehrten durch Wucher ihren Gewinn. Was hätten wir nicht wegen solcher Sünden zu leiden verdient!

Nach der Verordnung des Kaisers Decius sollten nun alle Christen aufgefordert werden, die Gebräuche der römischen Religion zu verrichten. Würden sie sich weigern, so sollten sie durch Drohungen und Martern zum Nachgeben gezwungen werden; für die Beharrlichen war Todesstrafe bestimmt. Zwar wurde die Verfolgung nicht sogleich überall mit aller Grausamkeit begonnen; man versuchte zuerst, was man durch Befehle, durch Zureden, durch gelinde Strafen, durch den Anblick der Foltern, der Todeswerkzeuge, der wilden Thiere ausrichten könnte. Allmälich steigerte sich die Härte des Verfahrens, wozu der Kaiser in der Hauptstadt das Beispiel gab.

Viele in beinahe allen Kirchen ließen sich einschüch-

tern, verleugneten offen den Glauben und opferten den Götzen. Manche suchten einen Ausweg, so daß sie nicht vom Glauben abzufallen, noch den Gesetzen zu widerstreben schienen. Sie ließen sich von Beamten, welche vielleicht die Christen zu schonen wünschten, oder nach Geldgewinn begierig waren, einen Schein ausstellen, als hätten sie dem kaiserlichen Befehl Genüge gethan. Andere ließen vor Gericht ihren Namen in das Verzeichniß derjenigen eintragen, welche geopfert hatten. Manche entkamen auch so, daß sie nur durch andere von sich aussagen ließen, sie hätten sich der kaiserlichen Verfügung unterworfen. Aber diese alle wurden von der Kirche als Gefallene betrachtet.

In Rom, wo die Verfolgung unter der Aufsicht des Kaisers losbrach, starb im Anfange des Jahres 250 der Papst Fabianus als Blutzeuge. Die dortige Geistlichkeit gab der Gemeinde das ehrenvolle Zeugniß, die römische Kirche stehe fest und nur einige seien gefallen. Die Priester Moses und Maximus, die beiden Diakonen Nikostratus und Rufinus und viele andere Bekenner wurden in das Gefängniß geworfen. Nachdem sie ein Jahr lang darin eingeschlossen waren, schrieben sie an den Bischof Cyprian von Karthago, der sie in Briefen gelobt, aufgemuntert und getröstet hatte: was kann einem Menschen Herrlicheres und Seligeres durch göttliche Gnade zu Theil werden, als unter den Martern selbst im Angesichte des Todes Gott den Herrn zu bekennen; als mit zerfleischtem Leibe Christus, den Sohn Gottes, mit freiem, obgleich scheidendem Geiste zu bekennen; als die Menschen verlassen zu müssen, um unter den Engeln zu weilen; als

ein unbeflecktes Gewissen bei dem Bekenntnisse bewahrt zu haben und ein Leidensgefährte Christi im Namen Christi geworden zu sein. Haben wir gleich unser Blut noch nicht vergossen, so sind wir doch bereit es zu vergießen. Niemand halte den Aufschub unseres Todes für eine Gnade; denn er ist ein Hinderniß unserer Verherrlichung, er verzögert die Besitznahme des Himmels, die beseligende Anschauung Gottes. Bete also, theuerster Cyprianus, daß der Herr jeden einzelnen von uns täglich reichlicher erleuchte und mit den Kräften seiner Macht befestige und stärke, daß er als der beste Feldherr uns, seine Krieger, die er bisher in dem Lager des Kerkers geübt und geprüft hat, endlich auf's Schlachtfeld des bevorstehenden Kampfes führe. Er verleihe uns jene göttlichen Waffen, die nicht besiegt werden können.

Besonders für die Bischöfe hatte der Kaiser die Todesstrafe bestimmt, und mehrere derselben starben in verschiedenen Gegenden als Zeugen des Gesalbten. Der hochbejahrte Bischof Alexander von Jerusalem, der schon unter Septimius Severus um das Jahr 204 als Bekenner in Banden gelegen, starb jetzt im Gefängnisse. Eben so Babylas, der Bischof von Antiochien. Seinem Wunsche gemäß wurden seine Ketten mit ihm in das Grab gelegt.

In einer asiatischen Stadt, die auch Antiochia hieß, war Achatius Bischof. Man hielt ihn für den Hort und Beschützer der Gegend. Der Statthalter Martianus ließ ihn zu sich bringen und redete ihn also an: du mußt unseren Fürsten lieben, da du nach römischen Gesetzen lebst. Achatius antwortete: von wem wird der Kaiser so herzlich geliebt, wie von uns Christen, die wir stets für ihn

beten, daß er lang lebe, daß er die Völker gerecht beherrsche, daß er vor allem Ruhe für sein Reich erhalte. Wir beten auch für das Wohl des Heeres und des ganzen Erdkreises.

Martianus lobte diese Gesinnung, forderte aber zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit, daß Achatius dem Bilde des Kaisers opfere. Ich flehe, entgegnete Achatius, für das Wohl des Kaisers meinen Herrn an, welcher der wahre und große Gott ist; dieser fordert nicht solche Opfer noch dürfen wir sie ihm bringen. Denn wer sollte einem Menschen Gottesdienst erweisen? Der Statthalter befragte ihn über seinen Gott. Die Antwort des Achatius schien dem Römer zu überschwänglich und er sagte zu ihm: welche eitle Philosophie hat dich getäuscht? Laß das Unsichtbare fahren und erkenne die wahren Götter an, die du schauest. Wer sind die Gottheiten, fragte Achatius, denen du mich opfern heißest? Martianus antwortete: dem Apollo sollst du opfern, unserem Retter, der Hunger und Pest abwendet, durch den die ganze Welt gehalten wird.

Achatius erinnerte ihn daran wie viel Böses, Schmähliches und Erniedrigendes von den Göttern erzählt werde. Das ist so die Gewohnheit der Christen, versetzte Martianus, den Göttern viel Böses nachzureden. Komm, laß uns dem Jupiter und der Juno bei einem fröhlichen Mahle den schuldigen Dienst erweisen. Wie sollte ich dem Jupiter opfern, erwiederte Achatius, dessen Grab in Kreta gezeigt wird? oder ist er etwa von den Todten aufgestanden? Opfere oder stirb, entgegnete der Statthalter. So machen es auch die dalmatischen Räuber, sagte Achatius; wer an einem abgelegenen Orte in ihre Hände fällt, dem

lassen sie die Wahl, entweder sein Geld oder sein Leben zu verlieren. Da wird nicht nach Gründen gefragt, sondern es gilt nur die zwingende Gewalt. So befiehlst du entweder Unrecht zu thun oder du drohest mit dem Tode. Ich scheue nichts, fürchte nichts. Das öffentliche Recht straft die Diebe, die Betrüger, die Mörder; habe ich mich solcher Frevel schuldig gemacht, so habe ich mich selbst verdammt, bevor du das Urtheil sprichst. Werde ich aber darum zu Strafe gezogen, weil ich den wahren Gott verehre, so verdammt mich die Willkür des Richters, nicht ein gesetzlicher Spruch. Es steht aber geschrieben: wie ihr richtet, so werdet ihr auch gerichtet werden.

Der Statthalter versetzte: ich habe nicht Befehl zu richten, sondern zu zwingen. Verachtest du mein Wort, so sei der Strafe gewiß! Ich aber, erwiederte Achatius, habe den Befehl, niemals meinen Gott zu verleugnen. Dienest du einem Sterblichen, der bald dieses Leben verlassen und eine Speise der Würmer sein wird, wie viel mehr geziemt es mir, dem allmächtigen Gotte zu gehorchen, dessen Gewalt in Ewigkeit währt und der gesagt hat: wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen, wenn ich kommen werde, die Lebendigen und die Todten zu richten.

Der Statthalter fragte den Bischof noch mancherlei und verlangte dann, er solle die Namen der Gläubigen seiner Gemeinde angeben. Darauf erwiederte Achatius: ihre Namen sind im Buche des Lebens eingeschrieben.

Endlich schickte ihn Martianus in das Gefängniß zurück und erklärte, daß er die Sache dem Ermessen des Kaisers anheimstellen wolle. Der Kaiser nahm Einsicht

von den Verhandlungen, bewunderte die Antwort des Christen und ließ ihn in Freiheit setzen.

Der Bischof Eudämon von Smyrna verleugnete den Gesalbten und riß einige mit sich in das Verderben. Doch gab es in dieser Gemeinde auch treue Bekenner; ausgezeichnet unter ihnen war der Priester Pionius. Am Vorabende des Pfingstfestes feierte er mit Asklepias und Sabina den Todestag des seligen Polykarp. In gewisser Voraussicht der bevorstehenden Gefangennehmung legte er sich selbst und den beiden einen Strick um den Hals zum Beweise der freiwilligen Hingabe für den Glauben.

Sie hatten eben ein feierliches Gebet gesprochen und wie es an jenem Sabbath gebräuchlich war geweihtes Brod und Wasser genossen, als ein Tempelwächter, Polemon, mit einer Schaar von Häschern eintrat. Ihr kennet offenbar den Befehl, sagte er, daß ihr opfern sollt. Pionius entgegnete: wir kennen Befehle, doch nur solche, welche uns gebieten Gott anzubeten. Der Tempelwächter führte sie auf den Marktplatz; sehr vieles Volk drängte sich neugierig hinzu; auch eine Schaar jüdischer Frauen war darunter. Man stellte sich auf Bänke und Kisten wie um eine wunderbare Erscheinung zu beobachten; selbst die Dächer der Häuser waren mit Zuschauern bedeckt.

Polemon ermahnte zuerst die Bekenner, dem kaiserlichen Befehle zu gehorchen und so den Martern zu entgehen. Pionius, der sehr beredt war, erwiederte darauf: ihr Griechen, die ihr euch über die Schönheit dieser Stadt freuet und sie als die Heimath des Dichters Homeros rühmt! ich höre, daß ihr diejenigen verhöhnet, welche entweder freiwillig oder gezwungen opfern. Ihr solltet die

Lehre des Homeros befolgen, der es für unrecht erklärt, über die Todten zu frohlocken. Ihr Juden aber solltet die Vorschrift Salomons beachten: freue dich nicht über einen Fall deines Feindes und juble nicht über sein Unglück. Ich möchte lieber sterben und jede Strafe leiden, als die Gebote, welche ich gelernt oder gelehrt habe, übertreten. Warum verspotten die Juden diejenigen, welche opfern? Warum rufen sie uns mit höhnender Stimme zu, man habe uns lange genug frei geduldet? Welchen Schaden haben sie von uns erlitten? welche Qualen von uns erduldet? wann haben wir sie mit ungerechtem Hasse verfolgt? wann haben wir sie mit unmenschlicher Grausamkeit zu opfern gezwungen? Und nun hielt er den Juden vor, daß ihr Volk noch eine größere Schuld als die abtrünnigen Christen haben, weil sie so oft freiwillig den Götzen dienten. Dann drohte er den Heiden und Juden mit den Strafen des einstigen Gerichtes, zu welchem Jesus Christus, das Wort Gottes, erscheinen werde.

Polemon und das Volk hörten ihn zuerst aufmerksam an. Als jedoch Pionius erklärte: wir beten euere Götter nicht an und achten ein goldenes Bild nicht der Verehrung würdig, versuchten sie ihn und die übrigen Bekenner durch freundliche Zureden zum Opfern zu bewegen. Du bist würdig zu leben, sagten sie zu Pionius, wegen deiner Redlichkeit und Sanftmuth. Es ist doch schön zu leben und das Licht zu schauen. Ja wohl ist es schön, versetzte er, das Licht zu schauen, aber jenes Licht, nach welchem wir verlangen. Wir verschmähen nicht leichtfertig diese Gaben Gottes, sondern wir verzichten auf dieselben, weil wir nach Besserm uns sehnen. Ich lobe euch, daß ihr

mich des Lebens und der Ehre würdig achtet; aber ich vermuthe es sei nur List; und stets hat ausgesprochener Haß weniger geschadet als tückische Schmeichelei.

Als sie ihr Zureden fortsetzten, erklärten die Bekenner: das haben wir beschlossen und es ist gewiß, daß wir bei dem, was wir gesagt haben, beharren.

Polemon drang nun heftig in Pionius wenigstens zu dem Tempel zu kommen; aber es war vergeblich. Die Heiden bemerkten, daß Sabina über diese Wortkämpfe lachte und riefen ihr fürchterlich drohend zu: du lachst? Ich lache, entgegnete sie, wenn es Gott gefällt; denn wir sind Christen. Sie drohten ihr, wenn sie nicht opfern würde, mit schändlicher Mißhandlung und sie erwiederte: wie es Gott gefällt.

Nachdem hierauf Pionius, Asklepiades und Sabina ihr Bekenntniß wiederholt, wurden sie in ein Gefängniß abgeführt. Einer aus der Menge schrie: man strafe sie, weil sie zu opfern sich weigern. Allein Polemon bedeutete ihm, daß er die Strafgewalt nicht habe. Ein anderer sagte höhnisch auf Asklepiades deutend: seht! das Männlein geht zum Opfer! Das wird er nicht thun, entgegnete Pionius. Ein dritter rief: sie beide werden opfern. Pionius versetzte: jeder hat seinen eigenen Willen. Ich heiße Pionius; mich geht es nichts an, wenn ein anderer opfert; dadurch, daß er opfert, zeigt er, wer er ist.

Während dieser Gegenreden sagte einer zu Pionius: warum gehst du, der du so verständig und gelehrt bist, starrsinnig dem Tode entgegen! Jener antwortete: ich muß um so mehr an dem, was ich begonnen habe, festhalten, weil ihr glaubt, daß ich deßwegen getödtet werde. Denn

auch ihr habt viele Todesfälle gehabt, schreckliche Hungersnoth und so vieles ertragen. Aber du hast mit uns gelitten, fiel einer aus der Menge ein. Ja, antwortete Pionius, aber mit der Hoffnung, die ich im Herrn hatte.

Im Gefängnisse fanden sie Lemnos, einen Priester der allgemeinen Kirche, und Macedonia von der Sekte der Montanisten. Die Gläubigen, welche sie besuchten, brachten ihnen Erfrischungen. Pionius nahm sie nicht an, um keinem lästig zu sein. Die Gefängnißwärter, die von den Besuchern Geschenke empfingen, wurden darüber aufgebracht und warfen die Bekenner in die innerste finstere Abtheilung des Kerkers. Diese priesen Gott und sangen ihm Loblieder. Als der Aufseher sie in das frühere Gefängniß zurückbringen wollte, lehnten sie es ab. Wir wollen dir, o Herr! riefen sie aus, ohne Unterlaß Lob spenden, denn was geschehen ist, gereicht uns zum Besten.

Als sie nun Freiheit erhielten zu thun, was sie wollten, beschäftigten sie sich fortwährend mit Gebet und Lesung. Da kamen Heiden zu Pionius, welche ihn von seinem Vorsatze abbringen wollten. Er wies sie mit Strafreden zurück. Auch kamen einige, welche sich zum Abfalle hatten zwingen lassen, in das Gefängniß, jammerten und weinten; am meisten diejenigen, die bisher einen unbefleckt guten Ruf hatten. Pionius bezeugte ihnen mit Thränen seinen Schmerz und seine liebevolle Theilnahme; belehrte und ermahnte sie in längerer Rede.

Kaum hatten diese den Kerker verlassen, erschien der Tempelwächter Polemon mit mehreren und schrie hinein: so eben hat euer Vorsteher geopfert und die Stadtobrigkeit befiehlt euch, schnell in den Tempel zu kommen.

Pionius antwortete ihm: es ist herkömmlich, daß die Gefangenen die Ankunft des Statthalters erwarten; warum maßt ihr euch an, was einem andern zusteht? Sie gingen fort, erschienen aber bald stärker an Zahl und mit einem Reiteranführer wieder. Dieser gab vor, daß er vom Statthalter abgeschickt sei, sie nach Ephesus zu bringen. Da Pionius sich weigerte, freiwillig zu folgen, wurde er mit Sabina und den übrigen gewaltsam fortgeschleppt. Man zog sie in den Tempel vor den Altar, an dem der Bischof Eudämon, der geopfert hatte, noch stand, und die Richter fragten sie: warum opfert ihr nicht? Sie antworteten: weil wir Christen sind. — Welchen Gott verehrt ihr? — Jenen, sagte Pionius, der den Himmel geschaffen und mit Sternen geschmückt, der die Erde gegründet und mit Blumen und Bäumen geziert hat. Meinst du den Gekreuzigten? fielen die Richter ein. Den meine ich, sagte Pionius, welchen der Vater zum Heile der Welt gesandt hat.

Man versuchte dem Pionius Opferkränze auf das Haupt zu setzen; er zerriß sie und warf sie vor den Altar hin. Dann kam ein Priester her, der an einem Bratspieße dampfende Eingeweide von Opferthieren trug; aber er wagte es nicht, sie den Bekennern vorzuhalten, sondern verzehrte sie selbst vor Aller Augen.

Sie wurden hierauf wieder in das Gefängniß abgeführt; unterwegs schmähte und mißhandelte sie der Pöbel. Im Kerker sangen sie dem Herrn ein Danklied dafür, daß sie im Bekenntnisse seines Namens und im Glauben der allgemeinen Kirche fest ausgeharret haben.

Nach einigen Tagen kam der Statthalter nach Smyrna.

Er verhörte noch einmal den Pionius, ließ ihn dann martern und verürtheilte ihn zum Feuertode.

Da er auf dem Scheiterhaufen an einen Pfahl genagelt stand, rief ihm das Volk zu: Pionius, ändere deinen Sinn; es werden die Nägel herausgenommen, wenn du zu thun versprichst, was von dir gefordert wird. Er antwortete: wohl fühle ich die Wunden. Und nach einer Weile sagte er: ich sterbe freiwillig, damit das ganze Volk von der zukünftigen Auferstehung überzeugt werde. Als die Flamme angefacht war, schloß er seine Augen und betete leise. Bald öffnete er sie wieder, schaute mit fröhlichem Angesichte in die Glut und sprach: Amen. Mit den Worten: Herr! nimm meinen Geist auf, verschied er.

Das war das Leiden eines Mannes, setzt der alte Berichterstatter hinzu, dessen Leben immer unbefleckt, rein und von Schuld frei gewesen ist; dessen Brust der Sünde verschlossen blieb, weil sie immer Gott geöffnet war.

Einer asiatischen Gemeinde gehörte auch der Glaubenszeuge Maximus an. Er stellte sich freiwillig vor der Obrigkeit. Auf die Frage des Statthalters Optimus, welches Standes er sei, antwortete er: ich bin ein Freigeborner, aber ein Knecht des Gesalbten und lebe von meinem Gewerbe.

Kennst du nicht, fragte der Statthalter, die Verordnungen unserer unüberwindlichen Fürsten, welche neulich erschienen sind? daß nämlich die Christen ihrem überschwänglichen Aberglauben entsagen, den wahren Herrscher, welchem alles unterworfen ist, anerkennen und seine Götter anbeten?

Maximus entgegnete: ich habe den ungerechten Befehl des Herrschers dieser Welt erfahren und mich daher offen angegeben.

Opfere also den Göttern, sagte der Statthalter. Maximus erwiederte: ich opfere nur dem einen Gott und schätze mich glücklich, daß ich ihm von Jugend auf geopfert habe. Der Statthalter drohte: wenn du nicht opfern willst, werde ich dich durch verschiedene Martern zum Abfalle zwingen. — Das ist es, versetzte Maximus, was ich mir wünschte. Deßwegen hab' ich mich angegeben, damit ich endlich von diesem armseligen zeitlichen Leben erlöset das ewige erlange.

Darauf ließ ihm der Statthalter Schläge geben und ermahnte ihn neuerdings, zu opfern, damit er von den Martern befreit würde. Maximus entgegnete: was über uns wegen des Namens Jesu, des Gesalbten, verhängt wird, ist nicht Marter, sondern Weihe. Aber wenn ich von den Vorschriften unseres Herrn, die ich aus dem Evangelium gelernt habe, abweiche, so werden mich die wahren und ewigen Martern erwarten.

Der Statthalter ließ ihn dann auf die Folterbank spannen und rief ihm während der Folterung zu: sei vernünftig, Unglückseliger! und opfere, damit du deine Seele gewinnest. Maximus antwortete: meine Seele gewinne ich, wenn ich nicht opfere; wenn ich opfere, verliere ich sie. Die Schläge, die eisernen Krallen und das Feuer verursachen mir nicht Schmerzensempfindung; denn die Gnade des Gesalbten, die mich ewig beseligen wird, bleibt in mir durch das Gebet aller Heiligen, welche in diesem

Kampfe gegen euere Thorheit gesiegt und uns Beispiele der Tugend hinterlassen haben.

Der Statthalter sprach nun das Urtheil: Maximus, der sich weigerte, nach den heiligen Gesetzen der großen Göttin Diana zu opfern, soll zur Abschreckung der übrigen Christen gesteinigt werden.

Maximus dankte dem Vater durch seinen Sohn Jesus Christus für den Sieg, dessen er gewürdigt wurde. Man führte ihn hinaus vor die Mauern und unter Steinwürfen gab er seinen Geist auf.

Heftig wüthete die Verfolgung auch in der Provinz Pontus. Der Bischof Gregor, der Wunderthäter, gab den Gläubigen den Rath, sich durch die Flucht zu retten. Er selbst entwich. Der Statthalter ließ ihn aufsuchen, und da es vergeblich war, wurde seine Wuth noch mehr entflammt. Ueberall auf dem Lande wurden die Christen aufgespürt. Man brachte sie in die Stadt, die Kerker wurden mit Männern, Frauen und Kindern angefüllt und dieselben allen erdenklichen Martern preisgegeben. Die Beamten wetteiferten miteinander in Grausamkeit.

Dasselbe Geschick traf die Kirchen in Afrika.

In Alexandria war schon in dem letzten Regierungsjahre des Kaisers Philippus eine Verfolgung ausgebrochen. Ein Wahrsager wiegelte nämlich dort das Volk auf. Die Heiden drangen gewaltsam in die Häuser ihrer christlichen Nachbarn, die sie kannten, raubten das kostbare Hausgeräthe, das werthlose warfen sie auf die Strasse oder verbrannten es. Alexandria bot den Anblick einer von Feinden geplünderten Stadt. Der Pöbel schrie Tag und Nacht: man ergreife die gottlosen Christen und verbrenne sie.

Mehrere derselben, Serapion und Metras, Quinta und die Jungfrau Apollonia wurden unter gräßlichen Mißhandlungen getödet.

Desto schrecklicher war der Eindruck, welchen der Blutbefehl des Kaisers in dieser Stadt machte. Der Bischof Dionysius schilderte die Wirkung desselben in einem Briefe an Fabius von Antiochia. Alle wurden in Bestürzung gesetzt und viele von den angesehenen Bürgern erschienen sogleich vor den Behörden, theils Privatleute, welche die Furcht hintrieb, theils solche, welche ein öffentliches Amt hatten und durch ihre Geschäfte dazu genöthigt waren, theils wurden sie von ihren Verwandten und Freunden hingezogen. Und wenn dann jeder namentlich aufgerufen wurde, traten sie zu den unheiligen Opfern hin, die einen blaß und zitternd, als wenn sie nicht opfern, sondern selbst den Götzen geopfert werden sollten, so daß die umherstehende Menge ihrer spottete, weil sie zum Opfern wie zum Sterben feig waren. Andere aber traten bereitwillig zu den Altären und leugneten frech, daß sie je Christen gewesen seien. Die übrigen folgten theils diesen beiden Klassen der Angeseheneren, theils flüchteten sie sich, theils wurden sie ergriffen. Und ein Theil von den letzteren ließ es zwar bis zu Fesseln und Haft kommen, einige ließen sich auch mehrere Tage lang einschließen; aber sie verleugneten dann doch noch ehe sie vor das Gericht kamen. Andere erduldeten selbst die Martern eine Zeit lang, unterlagen aber dann.

Allein die festen und selig zu preisenden Säulen des Herrn, schrieb Dionysius, welche durch ihn stark gemacht wurden und eine Kraft und Standhaftigkeit empfingen,

die ihres Glaubens würdig war und demselben entsprach, sie wurden wunderbare Zeugen seines Reiches.

Der erste derselben war Julian. Da er an Gicht litt und weder stehen noch gehen konnte, mußten ihn zwei andere Christen vor den Richter tragen. Einer dieser beiden verleugnete sogleich; der andere, Kronion, und der greise Julian bekannten den Herrn. Sie wurden auf Kameelen durch die ganze große Stadt geführt, gegeißelt und dann verbrannt. Besas, ein Soldat, war ihnen beigestanden und hatte diejenigen abgewehrt, die sie mißhandelten. Auf das Verlangen des Volkshaufens wurde auch er vorgeführt und enthauptet. Makar, ein Lybier, wurde lebendig verbrannt. Epimachus und Alexander wurden, nachdem sie lange im Kerker unsägliche Martern ausgehalten, mit ungelöschtem Kalk überschüttet.

Die Jungfrau Ammonarion ließ der Richter grausam foltern, weil sie nicht aussagen wollte, was er verlangte, und dann hinrichten. Die durch ihr Alter ehrwürdige Merkuria, die Dionysia, welche die Gefühle der Mutterliebe zu ihren Kindern dem Glauben opfern mußte, und eine andere Ammonarion ließ er enthaupten, ohne vorher Martern angewendet zu haben, denn er fürchtete durch den Muth der Frauen beschämt zu werden.

Ein fünfzehnjähriger Knabe, Dioskurus, nöthigte durch seine Standhaftigkeit unter den Peinigungen und durch seine treffenden Antworten dem Statthalter Bewunderung ab, so daß er ihn endlich freiließ, indem er erklärte, des unmündigen Alters wegen wolle er ihm Zeit gönnen, sich eines Besseren zu besinnen.

Als ein Christ vor Gericht geneigt schien, den Herrn

zu verleugnen, winkten ihm vier Soldaten, Ammon, Zenon, Ptolemäus und Ingenes, welche nebst dem Greise Theophilus dabeistanden, lebhaft zu, streckten die Hände gegen ihn aus, ermunterten ihn mit Geberden und Bewegungen zur Standhaftigkeit. Aller Augen richteten sich auf sie; aber ehe man sie ergreifen mochte, gingen sie zum Gerichte hin, erklärten, daß sie Christen seien und zeigten sich mit Freudigkeit bereit, alles zu leiden. Der Statthalter und die Beisitzer des Gerichtes waren betroffen und sie gingen frohlockend davon.

Der Vorsteher der Kirche, Dionysius selbst, blieb einige Tage lang in der Stadt, während man allenthalben ihn aufsuchte. Dann entwich er mit vielen Gläubigen, wurde jedoch nebst seinen Gefährten Cajus und Faustus, Petrus und Paulus von Soldaten ergriffen und nach Taposiris abgeführt. Landleute befreiten ihn und er blieb wahrscheinlich bis zum Ende der Verfolgung an einem verborgenen Orte. Einige Priester versteckten sich in der Stadt, um die eingekerkerten Brüder zu besuchen. Auch Diakonen blieben zurück und mehrere derselben kamen durch Krankheit um. Mit größtem Eifer diente der Diakon Eusebius den Bekennern, die in den Gefängnissen litten, und die Leichen der Glaubenszeugen beerdigte er mit eigener Lebensgefahr.

Eine große Anzahl von Christen floh aus Alexandria in die Gebirge oder in die Wüste, und ein Theil derselben verschmachtete dort; andere wurden von Räubern ermordet oder von wilden Thieren getödtet. Viele wurden von Sarazenen ergriffen und in Sklaverei geführt.

Origenes war seit langem von seiner Vaterstadt

Alexandria hinweggezogen und hielt sich zuletzt bei seinem Freunde, dem Bischof Firmilian, zu Cäsarea in Kappadocien auf. Gegen einen so gefeierten Lehrer der Christen mußte sich bei der allgemeinen Verfolgung die heidnische Grausamkeit vor allem richten. Er wurde nach standhaftem Bekenntnisse in den Kerker geworfen und man suchte durch verschiedenartige Martern seine Altersschwäche zu beugen. Doch Origenes bestand muthig die Probe des Glaubens. Als die Verfolgung unterbrochen wurde, erhielt er seine Freiheit wieder; aber die erduldeten Leiden mögen seinen Tod beschleunigt haben. Er starb neun und sechzig Jahre alt um das Jahr 254.

Zu Karthago begannen sogleich nach dem Erscheinen der kaiserlichen Verordnung die Stadtobrigkeiten die Verfolgung. Es wurde die Frist öffentlich bekannt gemacht bis zu welcher alle Christen vor der Obrigkeit erscheinen, ihrem Glauben entsagen und opfern sollten. Gegen diejenigen, welche sich nicht freiwillig stellten, wurde am bestimmten Tage die Untersuchung mit Beiziehung von fünf angesehenen Bürgern vorgenommen. Man verfuhr jedoch gegen die standhaften Bekenner nicht nach der ganzen Strenge der Gesetze. Die härtesten Strafen waren Einkerkerung und Landesverweisung. Diejenigen, welche sich durch die Flucht der Untersuchung entzogen, verfielen der Acht; ihr Vermögen wurde eingezogen und ihnen bei Todesstrafe verboten, in die Heimath zurückzukehren.

Manche Entflohene begaben sich nach Rom; denn in der volkreichen Hauptstadt konnten sie leichter unentdeckt zu bleiben hoffen. An einem Tage waren dort fünf und sechzig Geächtete von Karthago angekommen. Römische

Frauen, welche sich weniger standhaft im Bekenntnisse des Glaubens bezeigt hatten, waren ihnen bis an den Hafen entgegengegangen, nahmen sie in ihre Häuser gastfreundlich auf und versorgten sie mit allem Nöthigen.

Es fehlte nicht an herrlichen Zügen christlicher Glaubensstärke. Doch war die Zahl der Wankelmüthigen und Abtrünnigen sehr groß. Manche drängten sich ehe sie aufgefordert wurden auf den Marktplatz, um den Götzen Weihrauch zu streuen. Die Menge derjenigen, welche vor der Stadtobrigkeit erschienen, um das Christenthum abzuleugnen, war so zahlreich, daß ein Tag nicht genügte, ihre Namen aufzuzeichnen. Einer ermunterte den andern zum Abfalle, Eltern zogen ihre Kinder mit sich zur Verleugnung. Nicht wenige von den Unterliegenden hatten sich in ihrem bisherigen Lebenswandel demüthig und gottesfürchtig bewiesen, aber die meisten fielen aus Anhänglichkeit an die irdischen Güter.

Gleich bei dem ersten Anfange der Unruhen verlangte das Volk mit heftigem Geschrei im Amphitheater, der Bischof Cyprianus solle den Löwen vorgeworfen werden. Derselbe entwich daher aus Karthago von seinem Diakon Victor und einigen andern Geistlichen begleitet. Von manchen wurde seine Flucht übel gedeutet und selbst nach Rom sandte man ungünstige Berichte darüber. Er rechtfertigte sich in einem Briefe an die römischen Geistlichen. Ich zog mich, schrieb er, den Geboten des Herrn gemäß eine Zeit lang zurück, nicht sowohl aus Sorge für mein Leben, als für die Ruhe der Brüder, damit nicht durch meine den Heiden trotzende Gegenwart der Aufruhr noch mehr angeregt würde. Und da die Martyrkrone, sagte er, bei

einer andern Gelegenheit, von der Gnade Gottes verliehen wird, und nicht empfangen werden kann, wenn nicht die Stunde des Empfangs gekommen ist, so verleugnet der nicht, wer treu in Christus verharrend einstweilen sich zurückzieht, sondern er wartet die Zeit ab.

Mit Recht konnte er sich überdieß darauf berufen, daß er, obgleich dem Leibe nach abwesend, doch dem Geiste nach stets bei seiner Gemeinde gegenwärtig war und sie durch Rath und That nach der Vorschrift des Herrn zu leiten suchte. In seiner Zurückgezogenheit blieb er durch Geistliche, die hin- und herreisten, in ununterbrochener Verbindung mit derselben und erfüllte sorgfältig seine oberhirtlichen Pflichten. Er wachte darüber, daß Zucht und Ordnung erhalten, für die Bedürfnisse der Armen gesorgt wurde, er ermunterte die leidenden Bekenner und hielt die Geistlichen an, ihnen Beistand zu leisten.

Doch ermahnte er auch, nicht durch Unbesonnenheit und Uebertreibung den Argwohn der Heiden zu erregen. Ich bitte euch, schrieb er an die Geistlichen, es an Klugheit und Sorgfalt zur Erhaltung der Ruhe nicht fehlen zu lassen. Denn wenn unsere Brüder nach ihrer Liebe begierig sind, die guten Bekenner, welche die göttliche Gnade schon durch rühmlichen Anfang verherrlicht hat, zu besuchen, muß es doch mit Vorsicht und nicht haufenweise geschehen, damit nicht dadurch der Argwohn der Heiden erregt und uns der Zutrit ganz versagt werde, so daß wir, indem wir alles haben wollen, alles verlieren. Sorgt also dafür, daß hier zu größerer Sicherheit das rechte Maß gehalten werde. Auch die Priester, welche unter den Bekennern dort das Opfer darbringen, nebst den sie

begleitenden Diakonen mögen einzeln mit einander abwechseln; denn die Veränderung der Besuchenden macht die Sache weniger verdächtig. In allem müssen wir sanftmüthig und demüthig, wie es Knechten Gottes geziemt, uns in die Zeit schicken und für die Erhaltung der Ruhe, für das Beste des Volkes sorgen.

Nach der Ankunft des Statthalters im April wurde das Verfahren härter. Viele starben während der Foltern. So Mappalicus, der bei den schmerzlichsten Peinigungen dem Statthalter zurief: morgen sollst du einen Kampf sehen! Am folgenden Tage unterlag er den Martern.

Eine Frau wurde von ihrem Manne zum Altar gezogen, man nöthigte sie, indem man ihre Hand hielt, zu opfern. Aber sie rief: ich habe es nicht gethan; ihr habt es gethan. Und sie wurde darauf zur Verbannung verurtheilt.

Mehrere, die nicht öffentlich hingerichtet wurden, schloß man in enge ungesunde Kerker ein und ließ sie Hungers sterben.

Cyprian rühmte in einem Briefe mit Begeisterung die Martyrer und ermunterte durch ihr Beispiel die eingekerkerten Bekenner. Ich ermahne euch, schrieb er an diese, daß ihr den seligen Blutzeugen nachfolget, damit diejenigen, die das Band des Bekenntnisses und die Herberge des Kerkers vereinigt hat, auch die Vollendung der Tugend, die himmlische Krone verbinden möge; und damit ihr die Thränen der Mutterkirche, welche sie über den Fall und die Niederlage so vieler geweint hat, durch euere Freudigkeit trocknet und die Stärke der Standhaften durch euer ermunterndes Beispiel befestiget. Wenn der Tag des

Kampfes kömmt, streitet tapfer, da ihr wisset, daß ihr unter den Augen des Herrn streitet und durch das Bekenntniß seines Namens zu seiner Herrlichkeit gelanget. Denn er schauet nicht blos seinen Dienern zu, sondern er selbst kämpft in uns, er selbst krönt und wird gekrönt in diesem Kampfe. Sollte aber vor dem Schlachttag Friede werden, so bleibe euch das ruhmvolle Bewußtsein des unerschütterten Willens. Keiner von euch betrübe sich, als sei er geringer denn diejenigen, welche vor euch Martern erduldet haben und zum Herrn hingegangen sind. Denn der Herr durchforscht die Herzen, sieht das Geheime und schaut das Verborgene. Um von ihm eine Krone zu verdienen, genügt sein Zeugniß allein. Beides, theuerste Brüder! ist gleich erhaben und gleich herrlich. Zwar ist es sicherer, durch Vollendung des Sieges zum Herrn zu eilen, aber erfreulicher ist es, nach rühmlichem Kampfe noch länger zur Zierde der Kirche zu leben.

Als der Statthalter der Blutgier des Kaisers in der Hauptstadt der Provinz Genüge gethan hatte, begab er sich an andere Orte, um dort gleiche Gräuel zu verüben. In Karthago wurde die weitere Verfolgung der Stadtobrigkeit überlassen. Zwar hörten jetzt die gewaltsamen Hinrichtungen auf, doch kamen viele Bekenner in den Gefängnissen um. Cyprian forderte daher dringend die Geistlichkeit zur Pflege der Eingekerkerten auf. Wäre es mir nur gestattet, sagte er in einem Briefe, selbst gegenwärtig zu sein. Bereitwillig und gerne würde ich alle Dienste der Liebe unseren so tapferen Brüdern erweisen! Wiederholt empfahl er auch den Geistlichen die Fürsorge für die Wittwen und die Kranken, für Fremde und alle

Bedürftigen und überließ ihnen Geld zu diesem Zwecke. Er ordnete an, daß der Sterbetag der im Gefängniß ohne Martern Dahingeschiedenen aufgezeichnet würde, damit man zu ihrem Andenken Opfer feiern könnte.

Während dieser Bedrängnisse durch die Heiden entstand noch innerhalb der Kirche von Karthage verderbliche Unordnung, Zwietracht und Spaltung. Es war nämlich gewöhnlich, daß die Bischöfe den Reumüthigen unter den Gefallenen auf die Fürbitte oder schriftliche Empfehlung der Blutzeugen einen Theil der gesetzlichen Buße nachließen und sie wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufnahmen. Man ehrte dadurch das Verdienst der Martyrer, welche, wie Dionysius von Alexandria sich ausdrückte, mit Christus beisammen und Mitgenossen seines Reiches sind und mit ihm einst richten werden. Aber nicht alle Bekenner durften solche Empfehlungsscheine ausstellen, sondern nur diejenigen, welche bereits zum Tode verurtheilt waren oder sehr schwere Martern erlitten hatten.

Auch in Karthago verwendeten sich Martyrer mittelst Scheinen für einige Gefallene, doch mit Beachtung der Bußgesetze und der dem Bischof gebührenden Ehrfurcht. Denn sie baten Cyprian in einem Briefe, er möge ihr Gesuch prüfen und den Gefallenen den Frieden geben, wenn einmal die Kirche durch Gottes Erbarmung den Frieden erlangt und ihn selbst der göttliche Schutz zur Gemeinde zurückgeführt habe.

Ueberdieß wurden wenige Scheine gegeben. So hatte Mappalicus nur seiner Mutter aus kindlicher Liebe einen gewährt.

Jedoch bald beobachtete man kein Maß und keine

Auswahl mehr. Einer aus den Bekennern, Lucian, der zwar fest im Glauben und bisher in der Tugend bewährt, aber wenig unterrichtet war und Einfluß auf das unerfahrne Volk zu üben wußte, verlieh im Namen seines Leidensgenossen Paulus, während derselbe noch im Gefängnisse war, Scheine, die er selbst geschrieben, und fuhr auch noch nach dessen Tode fort, sie auszufertigen, unter dem Vorwande, daß Paulus ihm dieß aufgetragen habe. Auch im Namen eines Martyrers Aurelius, der nicht schreiben konnte, theilte er solche Empfehlungen für Gefallene aus.

Besonders unheilvoll wurde dieser Mißbrauch dadurch, daß man nicht einmal diejenigen, für welche die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft erbeten wurde, namentlich bezeichnete, sondern auf den Schein nur schrieb: er empfange mit den Seinigen die Gemeinschaft; so daß es dem Empfohlenen frei stand, so viele als ihm beliebte zu den Seinigen zu zählen und mit sich in die Kirche zurückzuführen.

Einige vertheilten die Scheine, welche Martyrer geschrieben, nach persönlicher Gunst oder trieben Handel damit.

Cyprian wußte wohl, daß mehrere Bekenner von fünf Priestern, welche schon seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl widerstrebt hatten und ihm seitdem mißgünstig blieben, aufgereizt wurden, die Eintracht mit ihm und die kirchliche Ordnung zu stören. Aber da die Angelegenheit der Gefallenen erst am Ende der Verfolgung und nach seiner Zurückkunft entschieden werden sollte, so sah er geduldig zu, um durch würdiges Schweigen die Ruhe zu erhalten. Doch jene fünf Priester begingen einen neuen

bisher unerhörten Frevel. Sie gaben den Gefallenen den Frieden und reichten ihnen zur Besiegelung der Gemeinschaft das heilige Mahl, ehe sie ihr schweres Verbrechen bekannt hatten, ja ehe ihnen vom Bischof und den Geistlichen die Hände aufgelegt und sie unter die Reihe der Büßenden aufgenommen worden waren.

Cyprian glaubte nun nicht länger schweigen zu dürfen. Er schrieb drei Briefe voll Klagen und Wehmuth an die Martyrer und Bekenner, an die Geistlichkeit und an die Gemeinde. Die Blutzeugen ermahnt er, daß sie, die so ergeben und muthig den Glauben des Herrn bewahren, auch sein Gesetz und die Zucht beobachten mögen. Er müße darüber staunen, daß sie nicht wie ehedem von den Geistlichen geleitet und in der göttlichen Lehre unterwiesen, sondern vielmehr ihre frommen Absichten von gewissen Priestern gehindert werden, welche weder an Gottesfurcht noch an die Ehre des Bischofs denken. Das gestatten, was zum Verderben führt, sei Betrug. Die Gefallenen werden so nicht aufgerichtet, sondern durch die Beleidigung Gottes noch mehr dem Sturze entgegengetrieben. Er befiehlt, daß sie bei Ertheilung der Scheine das Verlangen derjenigen, welche sie begehren, sorgsam und vorsichtig prüfen, das Benehmen, die Werke und die Verdienste der einzelnen untersuchen, die Art und Beschaffenheit ihrer Vergehen erwägen; daß sie nur solchen, die sie selbst kennen und deren Buße beinahe zur Genugthuung hinreichend ist, namentlich im Scheine bezeichnen und dann an ihn, den Bischof, schreiben, wie es dem Glauben und der Kirchenzucht entspreche.

In dem Briefe an die Geistlichkeit drückt er noch

stärker seinen Unwillen über die Priester aus, welche den Leib des Herrn zu entehren wagten, indem sie ihn Unwürdigen reichten. Er droht ihnen die Ausschließung aus der Gemeinschaft, wenn sie in ihrem Frevel und in ihrem Stolze verharren.

Den Laien schrieb er: er wisse, daß seine Gemeinde in Ruhe und Gottesfurcht wandelte und daß die Gefallenen Gott eifrig genugthun würden, wenn nicht einige Priester, die sich ihnen gefällig zeigen wollten, sie verführt hätten. Sie sollten die Gesinnung der Gefallenen durch ihren Rath den göttlichen Geboten gemäß leiten. Sie möchten mit Geduld seine Zurückkunft abwarten, damit eine Versammlung von Bischöfen in Gegenwart der Bekenner und nach dem Urtheil der Gemeinde die Briefe und Wünsche der seligen Glaubenszeugen prüfe.

Die Geistlichkeit antwortete nicht auf den Brief des Bischofs. Als bald darauf durch die Hitze des Sommers große Sterblichkeit entstand, milderte Cyprian die Bestimmungen über die Wiederaufnahme der Gefallenen. Denjenigen von ihnen, welche in der Krankheit und Todesfurcht nach der Gemeinschaft der Kirche sich sehnten und die Empfehlung eines Blutzeugen hatten, bewilligte er die Lossprechung, da sie durch das Vorrecht der Martyrer bei dem Herrn unterstützt werden könnten. Auch die übrigen, welche demüthig Buße thuend in guten Werken verharrten, sollten nicht ohne Trost bleiben, und ihnen das göttliche Heilmittel gereicht werden.

Cyprian handelte nach dem Beispiele der alexandrinischen und römischen Kirchen. Zugleich wollte er durch solche Nachgiebigkeit den drohenden Sturm abwenden, die

Umtriebe der Unruhestifter vereiteln und den Vorwurf, daß er die den Blutzeugen gebührende Ehre schmälere, von sich zurückzuweisen.

Indeß kam noch eine schwere Prüfung. Die Verfolgung wurde wieder so heftig, daß auch einige aus der Geistlichkeit, die unter den bisherigen Drangsalen die Festigkeit des Glaubens bewährt hatten, jetzt abfielen. Unter den Bekennern zeichneten sich Aurelius, Celerinus und der Priester Numidicus aus. Aurelius, ein angesehener junger Mann, legte zweimal das Zeugniß seines Glaubens ab; vor der Stadtobrigkeit, die ihn zur Verbannung verurtheilte, und vor dem Statthalter, der ihn grausam martern ließ. Auch Celerinus hatte die härtesten Peinigungen gelitten, und selbst der Kaiser Decius, unter dessen Augen er in Rom gefoltert wurde, lobte und bewunderte seinen unerschütterlichen Muth. Seine Familie war schon früher durch das Martyrium seiner Großmutter Celerina und seiner beiden Oheime Laurentius und Egnatius verherrlicht worden. Cyprian übertrug ihm und dem Aurelius den Vorleserdienst und gab ihnen besondere Ehre, indem er bestimmte, daß sie von den Gaben der Gläubigen den gleichen Antheil wie die Priester empfangen sollten.

Numidicus hatte viele zu treuem Bekenntnisse ermuntert und sie in Flammen oder durch Steinigung sterben sehen. Auch seine Frau war an seiner Seite verbrannt worden. Ihn selbst ließ man halb versengt und mit Steinen überschüttet als todt liegen. Seine Tochter suchte den Leichnam ihres Vaters unter den Steinen hervor, um ihn zu bestatten. Sie fand noch Lebenszeichen an ihm und ihrer liebevollen Pflege gelang es, ihn wiederherzu-

stellen. Cyprian beschloß, ihm nach seiner Rückkehr die bischöfliche Würde zu verleihen; einstweilen nahm er ihn unter die Priester von Karthago auf und kündigte dieß den Seinigen als ein erfreuliches Ereigniß an, das der Kirche zur Verherrlichung gereiche.

In einem Briefe hielt Cyprian den Geistlichen vor, daß diese Leiden nicht unverschuldet seien. Denn nicht einmal die Bekenner, welche den übrigen das Beispiel guter Sitte geben sollten, hielten Zucht, sondern überhöben sich mit übermüthiger Prahlerei. Er ermahnt sie, mit inständigem Gebete Gott anzuflehen, damit die Verfolgung aufhöre. Um Gott zu besänftigen und zu erbitten, schrieb er, sollen wir nicht mit Worten allein, sondern mit Fasten, mit Thränen und mit jeder Art von Anrufung uns an ihn wenden. Denn man muß erkennen und eingestehen, daß dieser gewaltige Sturm, der unsere Gemeinde großentheils verheert hat und sie noch verheert, wegen unserer Sünden hereingebrochen ist, weil wir den Weg Gottes nicht einhalten und die zu unserem Heile gegebenen Gebote nicht befolgen. Jeder bete zu Gott nicht blos für sich, sondern für alle Brüder, wie der Herr uns zu beten gelehrt hat, da er nicht jeden einzelnen für sich allein, sondern alle gemeinschaftlich und einträchtig für alle beten heißt. Wenn uns der Herr demüthig und ruhig, wenn er uns unter einander verbunden, wenn er uns durch die gegenwärtige Drangsal gebessert sehen wird, so wird er uns vor der Verfolgung des Feindes befreien.

Am Ende des Jahres 250 erschienen für die Kirche von Karthago die Vorzeichen der Ruhe. Die eingekerkerten Gläubigen wurden aus den Gefängnissen entlassen. Einige

Geächtete kamen in die Heimath zurück, ohne die Erlaubniß erhalten zu haben. Der Bischof tadelte sie deßwegen; denn wenn sie ergriffen würden, müßten sie nicht als Christen, sondern als Uebertreter der Gesetze sterben. Er selbst blieb auf den Rath eines Priesters noch länger in Zurückgezogenheit. Aber bald konnte er hoffen, seine Gemeinde in Frieden und Eintracht wieder zu sehen, und das nächste Osterfest in ihrer Mitte zu feiern. Denn durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gefallenen schien er die Gemüther beruhigt, durch seine Belehrungen und seine freundlichen, väterlichen Ermahnungen die Bessergesinnten in der Gemeinde und unter den Bekennern für sich gewonnen, durch seine Festigkeit den Widerstand der leidenschaftlichen Priester gebrochen zu haben, und die kirchliche Ordnung schien wieder hergestellt zu sein. Diese freudige Hoffnung wurde jedoch durch neue Unruhen vereitelt, welche einige Geistliche aus alter Feindschaft gegen ihn erregten. Die Veranlassung dazu nahmen sie von der Ausübung seiner bischöflichen Gewalt.

Er schickte nämlich zwei Bischöfe und die Priester Rogatian und Numidicus als seine Stellvertreter nach Karthago, um den Zustand der Kirche zu untersuchen. Sie sollten Armen und Kranken aus Geldsummen, die er anwies, Unterstützung reichen, Gewerbtreibenden durch Vorschüsse aufhelfen; sie sollten das Alter, den Stand und die Verdienste einzelner ihm angeben, damit er, dem es als Bischof obliege, alle genau kennen zu lernen, die Würdigen, die Demüthigen und Sanftmüthigen zu kirchlichen Aemtern befördern könnte.

Als diese Abgeordneten Cyprians ankamen, widersetzte

sich ihnen der Diakon Felicissimus. Er wollte die Almosenspende hindern und drohte sogar den Armen, welche sich bei ihnen gemeldet, daß er sie aus der Kirche ausschließen, und nicht einmal im Falle des Todes sie wieder aufnehmen werde. Cyprian versagte diesem übermüthigen Aufwiegler, der auch noch anderer Vergehen schuldig war, die Gemeinschaft.

Unterstützt wurde Felicissimus von den fünf Priestern, die wegen der Aufnahme der Gefallenen Streit erhoben und Umtriebe gegen den Bischof gemacht hatten. Der thätigste von ihnen war Novatus. Um sie sammelte sich eine Schaar von Unzufriedenen und jene Gefallenen schlossen sich an, welche die Zeit der Entscheidung über ihre Angelegenheit nicht geduldig abwarten wollten. Hier empfingen sie ohne Buße die Aussöhnung und wurden ohne Vorbereitung zum heiligen Mahle zugelassen.

Diese arge Verwirrung bewog Cyprian, erst nach Ostern des Jahres 251 nach Karthago zurückzukehren. Erfreute ihn beim Eintritt in die Gemeinde der Anblick so vieler Bekenner, die noch die Spuren der erlittenen Martern an ihrem Leibe trugen, der übrigen Menge von Standhaften, welche um keinen Preis den Befehlen des Kaisers gehorchten und der Reumüthigen unter den Gefallenen, die sich der Vergebung würdig gemacht hatten: so erfüllte ihn das Benehmen derjenigen mit Bekümmerniß, welche ihr Vergehen verheimlichten oder sich, obgleich es bekannt war, den Bußgesetzen zu entziehen suchten, und unbußfertig sich mit abtrünnigen, treulosen Priestern verbanden.

Er hatte versprochen, sogleich nach seiner Zurückkunft

mit seinen Amtsgenossen die Sache der Gefallenen zu verhandeln. Nebst den Bischöfen sollten die andern Geistlichen und glaubenstreue Laien zu gemeinschaftlicher Berathung sich versammeln. Durch eine Rede über die Gefallenen bereitete er diese auf die Annahme der Beschlüsse vor. Er warnte sie vor allem, nicht mit leichtfertiger Uebereilung ohne hinreichende Buße die Vergebung ihrer Sünde zu verlangen und nicht unbesonnen auf die Verdienste der Martyrer zu vertrauen. Niemand täusche sich, sagt er, niemand betrüge sich selbst. Der Herr allein kann sich erbarmen. Die Vergebung der gegen ihn begangenen Sünden kann nur jener ertheilen, der für unsere Sünden Schmerzen geduldet, den Gott für dieselben hingegeben hat. Der Mensch kann nicht größer als Gott sein; der Knecht kann nicht vergeben, was gegen seinen Herrn gesündigt worden, damit nicht den Gefallenen noch eine neue Schuld treffe, wenn er nicht dessen eingedenk ist, was geschrieben steht: verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt. Zu dem Herrn müssen wir beten und ihn durch Genugthuung versöhnen, der gesagt hat, er werde den verleugnen, der ihn verleugnet, der allein alles Gericht vom Vater empfangen hat. Wir glauben zwar, daß die Verdienste der Blutzeugen und die Werke der Gerechten sehr viel bei dem Richter vermögen. Aber wenn einer voreilig allen Nachlassung der Sünden geben zu können meint, so verletzt er Gottes Gebote und nützt den Gefallenen nicht, sondern schadet ihnen. Es ist eine Herausforderung des Zornes Gottes, wenn man ihn nicht vorher um Erbarmung anfleht, sondern mit Verachtung des Herrn auf seine priesterliche Vollmacht trotzt.

Die Martyrer, fährt er fort, verlangen etwas. Aber es kommt darauf an, ob es gerecht, ob es erlaubt, ob es mit Gehorsam und frommer Mäßigung begehrt ist. Sie verlangen etwas, aber das, was sie verlangen, muß im Gesetze des Herrn geschrieben sein. Zuerst müssen wir wissen, daß sie von Gott erlangten, was sie verlangen, dann erst dürfen wir thun, was sie verlangen. Denn man darf nicht immer meinen, daß Gottes Majestät bewilligt habe, was ein Mensch verheißen hat.

Cyprian erkannte zwar an, daß die Fürsprache der Glaubenszeugen den Gefallenen Hülfe gewähre; aber Buße sei nothwendig, um Gott zu versöhnen, und für sie werde auch neue geistige Kraft verliehen. Dem Büßenden, dem Bittenden, sagt er, kann Gott gnädig verzeihen; er kann für empfangen annehmen, was für solche die Martyrer verlangen und die Priester thun. Oder wenn einer durch rechte Abbitte und durch Genugthuung seinen Unwillen besänftigt, waffnet er ihn auf's neue, damit der Besiegte wieder gerüstet sei; er stärkt auf's neue die Kräfte, damit der Streiter den Feind herausfordere, den Kampf wiederhole, nachdem er durch den Bußschmerz tapferer geworden. Wer so Gott genug thut, wer durch die Reue über seine That, durch die Scham wegen seines Vergehens aus dem Schmerzen seines Falles mehr Standhaftigkeit und Glauben gewinnt, der wird, da der Herr ihn erhört und unterstützt, die Kirche erfreuen, die er betrübt hat, er wird von Gott nicht nur Verzeihung, sondern eine Krone erlangen.

Im Mai wurde die Versammlung gehalten. Es erschienen dazu viele Bischöfe. Alle Umstände wurden ge-

nau untersucht und erwogen. Man unterschied, welche den Götzen opferten oder blos ihre Namen eintragen und von der Obrigkeit sich eine Bescheinigung geben ließen, daß sie den kaiserlichen Befehlen gehorcht haben; welche freiwillig oder gezwungen opferten; welche den Glauben ableugneten, um die Ihrigen zu retten oder welche die Ihrigen zum Verleugnen hinführten und antrieben; welche sogleich nach dem Falle zur Buße ihre Zuflucht nahmen oder blos auf den Empfehlungsschein eines Martyrers hin die Aussöhnung hofften. Und damit nicht durch übertriebene Strenge die Gefallenen bewogen würden, sich der Partei des Felicissimus und Novatus anzuschließen oder gänzlich von der Kirche getrennt wie Heiden fortzuleben und ihren Lüsten sich zu überlassen, wurde beschlossen: diejenigen, welche sich mittelst eines obrigkeitlichen Scheines dem Bekenntnisse entzogen, sollen einstweilen zur Gemeinschaft wieder zugelassen werden. Die offenen Verleugner, welche Opfer dargebracht, sollen Buße thun; aber im Falle einer tödtlichen Krankheit möge man ihnen, wenn auch die Buße noch nicht vollbracht ist, den Frieden der Kirche gewähren. Werden solche gesund, so seien sie nicht wieder zur Buße verpflichtet, da es vielmehr ein Beweis der göttlichen Liebe und väterlichen Milde sei, daß sie, die bei der Gewährung des Friedens das Unterpfand des Lebens empfangen, noch ferner am Leben erhalten werden.

Felicissimus, Novatus und ihre Anhänger wurden, nachdem man ihre Verantwortung gehört, aus der Kirche ausgestoßen.

Doch bestand die Partei noch eine Zeit lang fort. Mehrere afrikanische Bischöfe schlossen sich derselben an

und sie stellten sogar einen der fünf widerspenstigen Priester, den Fortunatus, als Bischof dem Cyprian entgegen. Novatus war nach Rom gegangen und trat dort mit dem Priester Novatianus in Verbindung, der sich unter dem Scheine des Eifers für strenge Kirchenzucht dem Papste Cornelius widersetzte, viele der Bekenner an sich zog und der Urheber einer Spaltung in der römischen Kirche wurde. Cyprian stand so wie der Bischof Dionysius von Alexandria in diesem Kampfe dem Cornelius zur Seite; er schickte ihm auch die Beschlüsse der Versammlung von Karthago, um in dieser gemeinsamen Angelegenheit in Uebereinstimmung mit ihm zu handeln. Durch sein Meisterwerk über die Einheit der Kirche trug er viel dazu bei, daß die Getrennten zur Gemeinschaft mit Cornelius zurückkehrten. Aber die Nachwirkung dieser Spaltung dauerte durch die nächsten Jahrhunderte.

Der Kaiser Decius wurde von der Verfolgung der Christenheit durch die Empörung des Statthalters Lucius Priscus in Macedonien und durch Krieg gegen die Gothen abgezogen. In diesem Kriege verlor er gegen das Ende des Jahres 251 das Leben. Unter seinen Nachfolgern Gallus und Volusianus (251—253) hatten die Christen noch eine kurze Zeit der Ruhe. Aber durch eine verheerende Seuche, die sich über das ganze Reich verbreitete, durch Landdürre, Hungersnoth und andere Plagen wurde in manchen Gegenden von neuem die Volkswuth gegen sie erregt. Cyprian widerlegte in einer Schrift an Demetrian das Vorurtheil, daß all dieß Unglück wegen der Christen von der Gottheit verhängt werde. Es sei vielmehr eine Strafe wegen des Unglaubens der Heiden, wegen ihrer

Laster und Schandthaten, wegen der Grausamkeiten, die sie an den Christen verüben. Sehr treffend schildert er die Unverzagtheit, den Gleichmuth, die Freudigkeit der Christen unter allen Uebeln dieser Welt im Gegensatze zur Ungeduld und Hoffnungslosigkeit der Heiden. Die Strafen durch Widerwärtigkeiten, sagt er, fühlt nur, wer all seine Freude und Herrlichkeit auf dieser Welt hat. Derjenige trauert und weint, wenn es ihm auf Erden übel geht, dem es nach diesem Leben nicht gut gehen kann, dessen ganze Lebensfrucht hier gesammelt wird, dessen Trost hier endet. Die können nicht Schmerz über irdische Unfälle empfinden, die auf zukünftige Güter ihr Vertrauen haben. Wir werden durch Widerwärtigkeiten nicht überwältigt, nicht gebrochen, nicht betrübt; über den Verlust von Gütern und über körperliche Krankheiten murren wir nicht; denn wir besiegen die Schwäche des Körpers durch die Stärke des Geistes. Wir wissen, daß wir durch Peinigung und Qual geprüft und gekräftigt werden. Ihr meint, daß wir gleichmäßig mit euch durch Unglücksfälle leiden, weil ihr sehet, daß sie uns wie euch treffen? Allein bei euch findet man nur lautjammernde Ungeduld und Klage, bei uns muthige und gottesfürchtige Geduld, welche gelassen und sanftmüthig und unter allen Stürmen der wogenden Welt aufrecht stehend die Zeit der göttlichen Verheißung erwartet. Doch bitten wir auch immer um Abhaltung der Feinde und um Gewährung des Segens, um Abwendung oder Milderung des Unglücks; vereint und inständig beten wir Tag und Nacht zu Gott um Frieden und um euer Heil!

Um die Götter zu versöhnen und Rettung aus dem

öffentlichen Unglücke zu erlangen, befahl der Kaiser Gallus im Sommer des Jahres 252, daß alle Unterthanen Opfer darbringen sollten. Diese Verordnung beförderte den Ausbruch der Verfolgung der widersetzlichen Christen. Cyprian fürchtete, daß dieselbe noch heftiger als die vorausgehende sein werde. Er berief daher die Bischöfe seines großen Sprengels zu einer Versammlung, um mit ihnen wegen der Gefallenen, die ihre Buße nicht vollendet, und den Frieden der Kirche noch nicht empfangen hatten, zu berathen. Denn auch sie waren jetzt der Gefahr eines neuen schweren Kampfes ausgesetzt. Man beschloß, daß diejenigen von ihnen, welche nicht zu heidnischem Lebenswandel zurückgekehrt waren, noch an der Spaltung des Felicissimus Theil genommen, sondern ihren Fall bereut und fortwährend Buße gethan hatten, jetzt sogleich die Lossprechung und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche erhalten sollten: damit sie, die unaufhörlich um göttlichen Trost beteten und durch das Blutzeugniß ihre Schuld zu sühnen sich sehnten, durch den Genuß des Leibes und Blutes Jesu Christi gestärkt als Streiter des Sohnes Gottes kämpfen und gekrönt werden möchten.

In der Ahnung der nahe bevorstehenden Leiden sandte Cyprian einen ermunternden Brief an die Gemeinde der Thibaritaner, die er besuchen wollte, woran ihn jetzt die Zeitumstände hinderten. Niemand wundere sich, schrieb er ihnen, daß wir durch fortwährende Verfolgungen beunruhigt, durch ängstigende Bedrückungen immerfort bedrängt werden; denn der Herr hat vorausgesagt, daß dieses in den letzten Zeiten geschehen werde. Der Herr will, daß wir in Verfolgungen uns freuen und frohlocken, weil dann die Kronen

des Glaubens ausgetheilt, dann die Krieger Gottes bewährt, dann die Himmel den Glaubenszeugen geöffnet werden. Denn nicht deßwegen haben wir uns zum Kampfe einschreiben lassen, daß wir nur an Friede denken, den Kampf aber scheuen und fliehen, da ja eben der Herr es ist, welcher als Lehrer der Demuth und der Geduld im Kampfe voranging, so daß er das, was er zu thun lehrt, zuerst that und das, was er uns zu leiden ermahnt, zuerst für uns litt.

Auch beunruhige sich keiner, meine theuersten Brüder! wenn er bemerkt, wie unsere Gemeinde aus Furcht vor der Verfolgung sich zerstreut, weil er die Brüder nicht beisammen sieht und die Bischöfe nicht predigen hört. Wir, die wir nicht tödten dürfen, sondern uns tödten lassen sollen, können dann nicht beisammen sein. Wo nun in jenen Tagen einer der Brüder ist, einstweilen durch die Noth der Zeit dem Leibe nicht dem Geiste nach von der Gemeinde getrennt, lasse er sich durch das Grausenvolle einer solchen Flucht nicht erschüttern, und auch wenn er sich verbergen muß, lasse er durch die Abgeschiedenheit der Einöde sich nicht schrecken. Der ist nicht allein, dessen Begleiter auf der Flucht Christus ist; der ist nicht allein, wer, den Tempel Gottes bewahrend, wo er auch sei, nicht ohne Gott ist. Und wenn den Fliehenden in der Einöde oder auf dem Gebirge ein Räuber, ein wildes Thier anfällt, Hunger, Durst oder Kälte ihn tödet, oder wenn seine Flucht ihn über das Meer führt und Sturm und Wellen ihn versenken: so sieht doch Christus überall seinen Streiter kämpfen, und gibt ihm, wenn er für die Ehre seines Namens stirbt, den Lohn, welchen er bei der Auferstehung zu geben versprochen hat.

Die Verfolgung fing, wie gewöhnlich, in der Hauptstadt Rom an. Die dortige Gemeinde zeigte sich sehr muthvoll; nicht einzelne Kämpfer, sondern eine ganze Schaar derselben stellte sich zum Bekenntnisse des Glaubens. Viele derjenigen, die in der vorigen Verfolgung unter Decius aus Furcht den Herrn verleugnet hatten, bewiesen sich jetzt furchtlos und tapfer. Der Papst Cornelius gab den Seinigen das Beispiel der Glaubenstreue. Er wurde zuerst verbannt, dann zum Tode verurtheilt. Lucius, der den Muth hatte, unter so großen Gefahren sein Nachfolger im Amte zu werden, wurde bald auch sein Nachfolger in der Verbannung und im Martyrtode. Ihm folgte Stephanus.

In Karthago war das erste Opfer der Volkswuth der greise Priester Rogatian, der Vertraute Cyprians, der schon unter Decius wegen seines Bekenntnisses gelitten hatte. Mit ihm zugleich starb Felicissimus, den der Bischof seinen ruhigen und besonnenen Bruder nannte. Unter den übrigen Bekennern zeichneten sich Frauen und Knaben aus.

Cyprian blieb in der Stadt, obgleich die Heiden seine Hinrichtung verlangten, und stand den eingekerkerten Christen mit Tröstung und Ermuthigung bei.

Diese Verfolgung wäre gewiß überall in allen Provinzen durchgeführt worden, wenn nicht die Thätigkeit des Kaisers Gallus durch Empörungen und Kriege beschäftigt worden wäre. Mit der Ermordung desselben im Sommer des Jahres 253 hörte sie gänzlich auf.

Der Kaiser Valerian (254—259), welcher dem Gallus nachfolgte, erwies sich in den ersten Jahren seiner Regier-

ung den Christen sehr günstig. Er hatte mehrere derselben in seinem Palaste um sich. Bald änderte sich seine Gesinnung; ein vornehmer Hofbeamter, Makrianus, der ein Anhänger der ägyptischen Zauberei und schon deßwegen ein Feind der Christen war, soll dazu viel beigetragen haben.

Im Jahre 257 erließ nun Valerian die Verordnung, daß die Christen nicht mehr Versammlungen halten und nicht die Grabstätten, wo sie das Andenken der Blutzeugen feierten, besuchen sollten; den Ungehorsamen wurde die Todesstrafe angedroht. Bischöfe und Priester wurden in die Verbannung geschickt, denn man hoffte die Christengemeinden aufzulösen, indem man ihre Vorsteher hinwegnahm.

Als auch dießmal der afrikanischen Kirche Verfolgung bevorstand, verfaßte Cyprian auf den Wunsch eines Bischofs, Fortunatus, eine Schrift über die Ermunterung zum Martyrium. Für ihn selbst war jetzt die Stunde gekommen, seinen Glauben feierlich zu bezeugen.

Am 30. August 257 ließ ihn der Statthalter Paternus zu sich rufen. Die geheiligten Kaiser, sprach er zu ihm, haben gnädig ein Schreiben an mich erlassen, in welchem sie gebieten, daß diejenigen, welche die römischen Religionsgebräuche bisher nicht beobachteten, jetzt dieselben annehmen sollen. Ich frage also um deinen Namen; was antwortest du?

Ich bin Christ und Bischof, erwiederte Cyprian; ich kenne nur den wahren Gott, den Schöpfer aller Dinge. Diesem Gotte dienen wir Christen, zu ihm beten wir Tag und Nacht für uns, für alle Menschen und für das Wohl des Kaisers selbst.

Bei dieser Gesinnung beharrst du also? fragte der Statthalter, und Cyprian antwortete: eine gute Gesinnung, die aus der Erkenntniß Gottes hervorgeht, kann nicht geändert werden.

Wirst du denn, fragte Paternus, der kaiserlichen Verordnung gemäß nach der Stadt Kurubis in die Verbannung zu gehen vermögen?

Ich gehe hin, sagte Cyprian. Der Statthalter fuhr fort: nicht blos für die Bischöfe, sondern auch für die Priester haben mir die Kaiser Befehle gegeben. Ich will also wissen, welches die Priester in dieser Stadt sind. Cyprian antwortete: euere Gesetze verbieten mit Recht die Angeberei; daher darf ich sie nicht angeben. Aber in ihren Bezirken wirst du sie finden.

Ich stelle heute an diesem Orte die Untersuchung an, sagte der Statthalter. Cyprian erwiederte: da unsere Lehre es verbietet, daß man sich selbst angebe, und es eueren Anordnungen gleichfalls entgegen ist, so können sie sich nicht freiwillig stellen; aber wenn du sie suchest, kannst du sie finden.

Ich werde sie finden, sagte Paternus und fügte hinzu: die Kaiser haben auch geboten, daß die Versammlungen der Christen, an welchem Orte es sein möge, und der Besuch ihrer Begräbnißstätten bei Todesstrafe verboten werde. Cyprian sprach: thu' was dir befohlen ist.

Er wurde nach Kurubis in die Verbannung gebracht, begleitet von dem Diakon Pontius, der auch die Geschichte seines Lebens aufgezeichnet hat. Am ersten Tage seines Aufenthaltes dort hatte er ein Gesicht, welches er selbst seinen Freunden mittheilte. Ich war auf meinem Lager noch nicht völlig eingeschlummert, erzählte er, als ein

Jüngling von übermenschlicher Größe vor mir erschien. Es war mir, als ob er mich in das Gerichtshaus vor den Richterstuhl des Statthalters führte. Dieser sah mich an und schrieb sogleich ein Urtheil auf eine Tafel ohne vorher die gewöhnlichen Fragen an mich gerichtet zu haben. Der Jüngling aber, der hinter ihm stand, las es mit sichtlicher Neugierde, und da er es mir mündlich nicht sagen konnte, gab er mir durch Zeichen zu verstehen, was auf der Tafel geschrieben war. Er streckte nämlich seine Hand in der Gestalt eines Schwertes aus und gab mir durch Bewegung derselben zu erkennen, daß ich enthauptet werden sollte. Ich verstand dieß und bat nur um eines Tages Aufschub, damit ich meine Angelegenheiten ordnen könnte. Nun schrieb der Statthalter wieder etwas auf die Tafel und aus der Heiterkeit seines Angesichtes bemerkte ich, daß meine gerechte Bitte ihn gerührt hatte. Der Jüngling, welcher mir vorher durch Geberden die Todesart angezeigt, beeilte sich jetzt mir durch Bewegung der Finger heimlich zu erkennen zu geben, daß mir der Aufschub gewährt sei.

Cyprian erkannte in diesem Gesichte eine Vorherverkündigung seines Martyrtodes, welche ein Jahr darauf an demselben Tage erfüllt wurde.

In seinem Verbannungsorte wurde er häufig von Mitgliedern seiner Gemeinde besucht; auch die Bewohner von Kurubis zeigten sich ihm liebevoll und er konnte fortwährend für die Bedürfnisse der Seinigen Sorge tragen, und ihnen in ihren Leiden durch Worte und Werke der Liebe seine Theilnahme beweisen. Mehrere Bischöfe, Priester und Diakonen seines Sprengels ahmten seinen

Glaubensmuth nach und ein großer Theil seiner Gemeinden folgte dem Beispiele ihrer Vorsteher. Sehr viele duldeten wegen ihres Bekenntnisses Mißhandlungen und einige von ihnen wurden hingerichtet, andere blieben eingekerkert, andere wurden zu schweren Strafarbeiten in Bergwerken verurtheilt. Diesen wünschte Cyprian Glück zu ihrem Bekenntnisse, ermuthigte sie in ihren Leiden und schickte ihnen Geld zu ihrem Unterhalte und ihrer leiblichen Erleichterung. In den Metallgruben, schrieb er ihnen, wird der Leib nicht durch Betten und Kissen, aber durch den Trost und die Wonne des Gesalbten erquickt. Auf der Erde liegen die durch Arbeit ermüdeten Glieder, aber es ist keine Strafe, mit Christus dazuliegen. Wenn der äußere Mensch vom Schmutze bedeckt ist, so wird desto mehr der innere durch den Geist Gottes gereinigt. Es ist wenig Brot da, aber der Mensch lebt nicht allein vom Brote, sondern auch vom Worte Gottes. Es fehlt an Kleidern in der Kälte, aber wer Christus angezogen, hat Kleidung und Schmuck genug. Auch darin, meine theuersten Brüder, kann euer Glaube und euere Frömmigkeit keinen Mangel empfinden, weil es dort den Priestern nicht möglich ist, die heiligen Opfer darzubringen und zu feiern. Ihr feiert und bringet Gott ein Opfer dar, welches kostbar und ruhmvoll zugleich ist, und euch am meisten die himmlische Belohnung erlangen hilft. Denn die Schrift sagt: ein zerschlagenes und zerknirschtes Herz ist das Gott wohlgefällige Opfer. Dieses Opfer bringt ihr Gott dar, dieses Opfer feiert ihr ohne Unterlaß Tag und Nacht. Ihr seid Gott ein Opfer geworden und euch selbst bringt ihr als heilige und unbefleckte Opfer dar.

Den Geistlichen, welche unter diesen Bekennern waren, schrieb er: euerem Beispiele ist ein großer Theil der Gemeinde gefolgt, die mit euch bekannt haben und gekrönt worden sind. Durch das Band der stärksten Liebe mit euch verbunden konnten sie durch Kerker und Bergwerke nicht von ihren Vorstehern getrennt werden. Unter ihnen sind Jungfrauen, welche mit doppeltem Ruhme der himmlischen Krone entgegengehen; und Knaben übertrafen durch übermenschliche Stärke ihr Alter, so daß die selige Schaar der Glaubenszeugen durch jedes Alter und Geschlecht geschmückt ist. Welche Kraft eines siegreichen Gewissens habt ihr jetzt, welchen Triumph in euerem Innern, da ihr in den Metallgruben weilet, zwar mit gefangenem Leibe, aber mit unbesiegtem Herzen, da ihr wisset, daß Christus bei euch ist und sich des Duldens seiner Knechte freut, die auf seinen Fußstapfen und seinen Wegen in's ewige Reich eingehen!

Von drei verschiedenen Orten schrieben die Bekenner an Cyprian zurück und dankten ihm für seine Liebesgaben.

Beinahe so wie mit Cyprian wurde mit dem Bischof Dionysius von Alexandrien verfahren. Er wurde, wie er selbst berichtet hat, vor den Statthalter Aemilianus gebracht. Mit ihm erschienen der Priester Maximus, die Diakonen Faustus, Eusebius und Chäremon, und Marcellus, der von Rom gekommen war. Der Statthalter versuchte den Bischof durch freundliches Zureden zu bewegen, von seiner Religion abzufallen; denn er hoffte, daß die übrigen leicht seinem Beispiele folgen würden. Er sprach zu ihnen von der Menschenfreundlichkeit des Kaisers, die es ihnen möglich machte, ihr Leben zu

retten, wenn sie, was allein naturgemäß sei, die Götter des Reiches, die Beschützer der Herrscher anbeten wollten. Sie sollten nicht undankbar gegen solche Güte sein.

Dionysius erwiederte: nicht alle Menschen beten jedweden Gott an, sondern jeder ehrt die Gottheit, an welche er glaubt. Wir nun beten den einen Gott, den Schöpfer aller Dinge an, der den geheiligten Herrschern die Regierung übertragen hat. Ihm bringen wir fortwährend Gebete für die unerschütterliche Dauer ihrer Herrschaft dar.

Was hindert euch, fragte der Statthalter, eueren Gott, wenn er ein solcher ist, nebst den anderen anzubeten, welche von Natur aus Götter sind, und von allen anerkannt werden?

Wir haben keinen andern, als unsern Gott, entgegnete Dionysius.

Ich sehe, sagte der Statthalter, daß ihr undankbar und zugleich thöricht seid, weil ihr die Gnade der Kaiser nicht annehmet. Deßwegen sollt ihr nicht in der Stadt bleiben, sondern ich werde euch an einen Ort in Lybien schicken, der Kephron heißt. Aber es ist euch nicht erlaubt, Versammlungen zu halten oder euere Begräbnißstätten zu besuchen. Begebt euch also an den bestimmten Ort.

Obgleich krank, wurde Dionysius sogleich fortgeführt. In Kephron kamen viele Gläubige aus Alexandrien und aus anderen Gegenden Aegyptens zusammen. Sie fingen nun an, das Wort Gottes zu verkünden, welches noch nicht in diese Gegenden gedrungen war. Zuerst wurden sie von den Bewohnern verfolgt und durch Steinwürfe am Predigen gehindert. Nachher aber bekehrten sich nicht wenige Heiden.

Auch in der Verbannung beging Dionysius mit den Seinigen die kirchlichen Feste. In diesen Zeiten der Verfolgung wurde für die Christen jeder Ort, an welchem sie Drangsale litten, die Einöde, ein Landgut, ein Schiff, eine Herberge, der Kerker eine Stätte heiliger Feier.

Bald darauf ließ der Statthalter Aemilianus die verbannten Christen in rauhere Gegenden Lybiens versetzen. Dionysius erhielt einen Aufenthaltsort in der Gegend von Kolluthion an der Landstraße, die nach Alexandria hinführte, damit er leichter ergriffen werden könnte. Dadurch kam er in die Nähe seiner Stadt und wurde durch den Anblick lieber befreundeter Menschen getröstet, die ihn besuchten und bei ihm verweilten.

Indeß war Cyprian beinahe ein Jahr lang in Kurubis geblieben. Galerius Maximus, der Nachfolger des Statthalters Paternus, ließ ihn jetzt nach Karthago bringen und befahl ihm, sich auf seinen Landsitz zu begeben. Während er hier dem Martyrtode entgegenharrte, veranlaßten ihn unsichere Gerüchte, nach Rom zu schicken, um über die Lage der Kirche Gewisses zu hören. Seine Boten erfuhren, daß der Kaiser Valerian im Jahre 258 aus dem Morgenlande einen geschärften Befehl zur völligen Unterdrückung der Christenheit an den Senat erlassen habe. Bischöfe, Priester und Diakonen sollten sogleich mit dem Schwerte hingerichtet werden, Senatoren und Ritter ihre Würden und Güter verlieren, und wenn sie dann noch Christen blieben, sollten sie mit dem Tode bestraft werden. Die Frauen höheren Standes sollten nach Einziehung ihrer Güter verbannt werden; die Christen im kaiserlichen Hofdienste, die früher das Bekenntniß des

christlichen Glaubens abgelegt hätten oder jetzt es ablegten, sollten als Eigenthum des Kaisers behandelt und gefesselt zur Arbeit in die kaiserlichen Güter vertheilt werden. Dieser Befehl sollte den Statthaltern zur Ausführung zugesandt werden.

Auch brachten die Boten Cyprians die Nachricht, daß am 6. August in einer Begräbnißstätte Papst Sixtus II. und nach ihm vier Diakonen, von denen einer Laurentius hieß, hingerichtet worden seien; und daß die kaiserliche Verordnung von den Behörden sehr eifrig vollzogen werde.

Zugleich vernahm Cyprian, daß er nach Utika abgeführt werden sollte, wo sich der Statthalter jetzt aufhielt. Auf den Rath seiner Freunde entfloh er, denn er wollte zu Karthago in Mitte seiner Gemeinde sterben. Aus seinem Verstecke sandte er seinen letzten Brief an seine Kirche. Ich ließ mich deßwegen bereden, schrieb er, einstweilen mich zurückzuziehen, weil es dem Bischof geziemt, an dem Orte, wo er der Kirche des Herrn vorstand, den Herrn zu bekennen, damit die ganze Gemeinde durch das Bekenntniß ihres Vorstehers verherrlicht werde. Denn was in dem Augenblicke des Bekenntnisses der bekennende Bischof spricht, das redet er unter Eingebung Gottes aus dem Munde aller. Laßt mich also in dieser Abgeschiedenheit die Rückkehr des Statthalters nach Karthago abwarten, um von ihm zu vernehmen, was die Kaiser in Beziehung auf die Gläubigen und die Bischöfe verordnet haben, und um zu sprechen, was der Herr in jener Stunde mich sprechen lassen will. Ihr aber, meine theuersten Brüder, haltet Ruhe der Vorschrift gemäß, welche ihr oft nach der Lehre des Herrn von mir vernommen habt. Kei-

ner von euch veranlasse den Brüdern Unruhe oder gebe sich selbst bei den Heiden an. Jeder muß nur dann reden, wenn er ergriffen wird; denn zu jener Stunde redet der Herr aus uns, der in uns wohnt.

Als der Statthalter von Utika, wo er an einem Tage eine Masse von beiläufig dreißig Christen hatte tödten lassen, nach Karthago zurückkehrte, ging auch Cyprian zu seinem Landsitze zurück und erwartete die Häscher. Nicht nur Gläubige, sondern auch angesehene heidnische Bürger besuchten ihn aus alter Freundschaft, riethen ihm sich zu retten und boten ihm eine Zufluchtsstätte an. Er aber willigte nicht ein, sondern wollte jetzt für den Herrn sterben.

Am 13. September ließ ihn der Statthalter Galerius durch zwei seiner Diener auf ein Landgut in der Nähe von Karthago abführen, wo er sich selbst wegen Kränklichkeit aufhielt. Sehr viele von der Christengemeinde und auch Heiden kamen herbei und blieben um das Haus, in welchem der Bischof war, versammelt. Am Morgen des folgenden Tages berief ihn der Statthalter zum Verhör.

Da er sich durch Gehen erhitzt hatte, bot ihm einer der Wächter trockene Kleider an. Cyprian lehnte dieß Anerbieten ab mit den Worten: wir würden Mittel gegen Leiden anwenden, die vielleicht heute schon enden werden. Der Statthalter fragte ihn: du bist der Vorsteher der götterfeindlichen Leute? Ja! antwortete Cyprian. Galerius sagte: die geheiligten Kaiser befehlen dir, zu opfern. — Ich thue es nicht, entgegnete Cyprian. — Denk' doch auf deine Rettung! sagte Galerius. — Thu', was du willst, erwiederte Cyprian, in einer so gerechten Sache gibt es kein Bedenken.

Der Statthalter unterredete sich hierauf mit der Gerichtsversammlung und sprach dann zu dem Bischof: du hast lange in gottloser Gesinnung gelebt, sehr viele Menschen zur Theilnahme an frevelhafter Verbindung um dich geschaart, hast dich feindselig gegen die römischen Götter und gegen die heiligen Gesetze erhoben und die gnädigen, geheiligten Herrscher vermochten nicht, dich zu ihrer Religion zurückzuführen. Da du nun Urheber so ruchloser Verbrechen bist, so sollst du den Genossen deiner Bosheit zur Warnung dienen. Durch dein Blut werde die gesetzliche Ordnung geheiligt!

Dann las er von einem Täfelchen den Richterspruch vor: Thascius Cyprianus soll enthauptet werden.

Gott sei Dank! sprach der Bischof.

Wir wollen mit ihm enthauptet werden, rief die Schaar der Christen, und folgte ihrem Vorsteher zur Richtstätte. Cyprian zog hier sein Obergewand aus, knieete nieder und betete. Dann reichte er den Diakonen sein Unterkleid; seinen Freunden trug er auf, dem Scharfrichter fünf und zwanzig Goldstücke zu geben. Die Gläubigen breiteten Linnen vor ihm aus, um sein Blut aufzunehmen. Cyprian bedeckte seine Augen mit beiden Händen, ein Priester und ein Diacon verbanden sie ihm. Verzagt und zitternd erfüllte der Scharfrichter seine Pflicht.

Der Leichnam wurde in der Nähe zur Beschauung der Heiden hingelegt. In der Nacht nahmen ihn die Christen weg und beerdigten ihn unter Gebet und Lobgesang.

Vorzügliche Ehre erweiset die allgemeine Kirche dem heiligen Cyprian, indem sie täglich überall auf Erden bei dem gottesdienstlichen Gebete nebst der Mutter des Herrn

und den Aposteln auch seiner zum Zeugnisse der Glaubensgemeinschaft gedenkt.

Der Statthalter Galerius Maximus starb wenige Tage nach der Hinrichtung Cyprians. Bis zur Ankunft seines Nachfolgers stand ein Verwalter, Solon, der Provinz vor. Wegen eines Volksauflaufes erbittert, befriedigte er seinen Zorn durch grausame Verfolgung der Christen. Acht derselben wurden ergriffen, Lucius, Montanus, der Diakon Flavian, Julian, Victoricus, Primolus, Remus und ein Neubekehrter, Donatianus, der im Gefängniß getauft wurde und wie auch Primolus bald darauf starb.

Sie waren schon zum Feuertode bestimmt, aber Gott wendete, wie sie glaubten, auf ihr Gebet diese Strafe von ihnen ab und sie wurden in einen finstern Kerker gebracht, wo sie unsägliche Qualen litten. An einigen Tagen erquickte sie jedoch der Besuch der Brüder.

Da sie bei dem Verhöre ihren Glauben an den Sohn Gottes bekannten, wurden sie in das Gefängniß zurückgeführt und mit Hunger und Durst gemartert. Einmal gelang es dem Priester Lucian, welcher der Nachfolger des heiligen Cyprian im bischöflichen Amte wurde, ihnen reichliche Nahrung zu schicken, und die bereits Verschmachtenden erholten sich wieder.

Mehrere Monate lang ertrugen die Bekenner diese Leiden. Endlich wurden sie vor den Richter geführt und wiederholten freudig ihr Bekenntniß. Da traten Freunde des Flavian hinzu und erklärten, um ihn zu retten, daß derselbe nicht Diakon wäre. Besonders die Geistlichen nämlich mußten nach der kaiserlichen Verordnung hingerichtet werden. Flavian durfte einstweilen in den Kerker zurück-

kehren, die andern, Lucius, Montanus, Julian und Victoricus wurden zum Tode verurtheilt. Als sie zur Richtstätte gingen, kamen auch viele Heiden herbei. Die Bekenner bezeugten durch die Heiterkeit des Angesichts ihre innere Seligkeit und bestärkten die Brüder durch Ermahnungen. Lucius, ein Mann von zarter Leibesbeschaffenheit und schüchterner Bescheidenheit, war durch schwere Krankheit und durch die Leiden des Gefängnisses sehr geschwächt. Er ging deßwegen mit wenigen Begleitern voraus, um sich dem Gedräng der Menge zu entziehen. Als ihm einer der Brüder zurief: gedenke unser! antwortete er demüthig: gedenket ihr meiner.

Julian und Victoricus ermahnten im Hinblicke auf die Spaltung der Kirche durch Felicissimus die Gemeinde zum Frieden, empfahlen ihnen die Geistlichen, und besonders diejenigen von ihnen, welche als Bekenner die Qualen des Kerkers erduldet hatten.

Montanus, an Körper und Geist kräftig, zeichnete sich immer durch Freimuth aus. Die Nähe des Martyriums verlieh ihm noch mehr Kraft und er rief mit erhobener Stimme: wer den Göttern und nicht dem alleinigen Herrn opfert, wird vertilgt werden. Dieß wieholte er mehrmals, und warnte die Umstehenden, nicht den wahren Gott zu verlassen und zu den Götzen, die von Menschenhänden gebildet sind, überzugehen. Auch den Stolz und die Hartnäckigkeit der Irrgläubigen, die sich von der Kirche getrennt hatten, suchte er zu beugen, indem er ihnen vorstellte, daß sie aus der Menge der Blutzeugen die wahre Kirche erkennen könnten; zu ihr sollten sie zurückkehren. Den Gefallenen rieth er, nicht zu eilig

und ohne vollkommene Bußleistung die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft zu begehren, alle Gläubigen forderte er auf, die Vorsteher zu ehren, und diesen legte er die friedliche Eintracht an's Herz. Nichts ist besser sagte er, als der einmüthige Wille der Vorsteher. Denn dann kann die Gemeinde zu heiligem Gehorsam ermuntert, von brüderlicher Liebe beseelt werden, wenn die Leiter des Volkes den Frieden halten.

Schon ergriff der Scharfrichter das Schwert, als Montanus, die Hände gegen den Himmel erhoben, laut betend zu Gott flehte, daß Flavian, der auf den Wunsch seiner Freunde von ihrer Gesellschaft zurückblieb, nach drei Tagen folgen möchte, und um seine Bitte zu bekräftigen, zerriß er den Linnenstreifen, mit dem man ihm die Augen verband, in zwei Stücke und ließ das eine für Flavian aufbewahren. Auch in ihrer gemeinsamen Grabstätte sollte ein Platz für ihn freigelassen werden.

Flavian erwartete im Kerker fröhlichen Geistes den Martertod. Seine Mutter, welche betrübt darüber war, daß er nicht mit den andern starb, beruhigte er, indem er sagte: weißt du Mutter! daß ich immer gewünscht habe, wenn ich einmal das Bekenntniß ablegen müßte, öfter in Fesseln gelegt und länger hingehalten zu werden, um das Marthyrium zu genießen? Da nun eingetroffen ist, was ich wünschte, so müssen wir uns darüber vielmehr freuen, als betrüben.

Drei Tage nach dem Tode des Montanus wurde er wieder zum Richterstuhle gebracht. Die Gläubigen drängten sich um ihn und erfaßten seine Hände. Einige seiner heidnischen Schüler baten ihn unter Thränen, er möge einstweilen opfern, nachher könne er thun, was er wolle.

Es sei eine Thorheit, die Leiden des Todes dem Leben vorzuziehen. Flavian dankte ihnen, daß sie für ihn so freundschaftlich besorgt wären. Aber es ist viel besser, sagte er, getödet zu werden, als Steine anzubeten. Denn es ist ein höchster Herr, der alles durch seinen Befehl geschaffen hat und der deßwegen allein zu verehren ist. Und wenn wir auch getödtet werden, so leben wir; durch den Tod werden wir nicht besiegt, sondern siegen wir. Auch ihr müßt, wenn ihr zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen wollt, Christen werden.

Bei seinem Verhör brachte jemand ein schriftliches Zeugniß vor, daß er nicht Diakon sei. Er wies diese Unwahrheit zurück. Die erbitterte Volksmenge forderte, man solle ihn durch Foltern zu dem Geständnisse zwingen, daß er nicht Diakon sei. Doch der Richter sprach das Todesurtheil. Auf der Richtstätte ermahnte Flavian die Gemeinde noch einmal zum Frieden, zur Eintracht und zu gegenseitiger Liebe. Mit dem von Montanus zurückgelassenen Linnenstreifen verband er sich die Augen und während er knieend betete, wurde er enthauptet.

In Numidien ließ der Vorsteher der Provinz die Christen durch Soldaten aufsuchen. Auch die wegen des Glaubens Verbannten wurden zur Todesstrafe herbeigeführt. Unter diesen waren zwei Bischöfe, Agapius und Secundinus. Unterwegs wurden sie in dem Orte Muguä von drei Gläubigen, die auf einer Reise nach Numidien hier angekommen waren, von dem Diakon Jakobus, dem Vorleser Marianus und einem Freunde beider gastlich bewirthet. Durch ihre Gespräche erregten sie in denselben die Sehnsucht nach dem Martyrtode.

Zwei Tage nach der Abreise der Bischöfe wurden Jakob und Marianus ergriffen, mit andern Glaubensgenossen nach der Stadt Cirta, dem heutigen Constantine, abgeführt und, da sie in ihrem Bekenntnisse beharrten, eingekerkert. Im Gefängnisse litten sie vieles von der Grausamkeit der Soldaten und der Stadtobrigkeit. Beim zweiten Verhör gab sich Jakobus, der schon die decianische Verfolgung ausgehalten hatte, nicht nur als Christen, sondern auch als Diakon der Kirche an. Marianus erklärte, daß er nur Vorleser sei. Der Richter befahl nun, ihn bei den Daumen aufzuhängen und seine Füße mit Gewichten zu beschweren, um das Geständniß zu erpressen, daß auch er einen höheren Rang unter den Geistlichen habe. Gottvertrauend ertrug Marianus die Folter. Dann wurde er in den Kerker zurückgebracht und freute sich mit Jakobus und den Andern über den Triumph des Herrn.

Bald darauf ließ die Stadtobrigkeit von Cirta die Bekenner öffentlich vorführen, um sie dem Statthalter zur Verurtheilung zu schicken. Ein Christ wurde bei ihrem Anblick so von Entzücken erfüllt, daß es den Heiden auffiel und sie ihn fragten, ob er auch Christ sei. Er bekannte es freimüthig und wurde den übrigen beigesellt.

Der Statthalter mußte das Verhör des Jakobus, des Marianus und anderer Geistlichen aufschrieben, weil mehrere Tage fort so viele Laien hingerichtet wurden. Während sie indeß im Kerker waren, träumte Jakobus, als sehe er den Bischof Agapius, der bereits als Glaubenszeuge gestorben war, mit mehreren Bekennern ein feierliches Freudenmahl halten. Als er mit Marianus hinging, kam ihnen ein Knabe, welcher vor zwei Tagen nebst seiner

Mutter und einem Zwillingsbruder hingerichtet worden, entgegen um den Hals einen Kranz von Rosen und in der Hand eine Palme tragend. Wo eilt ihr hin? fragte er. Freuet euch, denn morgen werdet ihr mit uns das Mahl feiern!

Am Morgen des folgenden Tages wurden sie enthauptet.

Die Mutter des Marianus war zugegen. Sie frohlockte und pries ihren Sohn glücklich wegen der Vollendung seines Leidens.

Zu Tarragona in Spanien starb im Jahre 259 am 29. Januar der Bischof Fructuosus mit den Diakonen Augurius und Eulogius den Martyrtod. Als sie in das Amphitheater geführt wurden, um verbrannt zu werden, empfand das heidnische Volk Mitleid mit Fructuosus. Die Gläubigen freuten sich vielmehr als sie trauerten, da sie ihn der ewigen Herrlichkeit entgegengehen sahen. Einige boten ihm einen erquickenden Trank an. Er wies ihn zurück mit den Worten: es ist noch nicht Zeit, das Fasten zu brechen. Denn es war Freitag zehn Uhr Vormittags. Der Kirchenvorleser Augustalis bat ihn mit Thränen, daß er gestatten möge, ihm die Schuhe auszuziehen. Laß es, mein Sohn! antwortete der Bischof, ich entschuhe mich selbst mit freudiger Zuversicht auf die Verheißung des Herrn.

Dann trat einer der Gläubigen, Felix, zu ihm, ergriff seine Hand und bat ihn, daß er seiner gedenken möchte. Mit lauter Stimme, so daß es alle hörten, antwortete der Bischof: ich muß der allgemeinen Kirche gedenken, welche über der ganzen Erde verbreitet ist.

Die Gemeinde tröstete er über seinen Tod. Es

wird euch, sagte er, nicht ein Hirt fehlen und die Liebe des Herrn wird jetzt und in Zukunft mit euch sein. Denn was ihr hier sehet, ist kurzes Leiden einer Stunde.

Betend gaben die Blutzeugen den Geist auf. Beim Anbruche der Nacht kamen Gläubige in das Amphitheater und löschten die noch glimmende Asche mit Wein, und jeder nahm davon so viel er konnte.

Wahrscheinlich fällt auch in diese Zeit das Martyrium des Saturninus, der seit dem Jahre 250 der erste Vorsteher der Kirche von Toulouse gewesen ist. In dieser reichen Stadt hatten die Römer ihren Göttern ein Kapitol erbaut, in welchem die Orakel erforscht wurden. Plötzlich schwiegen dieselben und die heidnischen Priester erklärten, es geschehe wegen der götterfeindlichen Sekte der Christen und wegen ihres Bischofs Saturninus. Man müsse diesen hinwegschaffen.

Saturninus ging oft am Kapitol vorüber, weil in der Nähe die kleine Kirche stand. Einst kam er mit einem Priester und zwei Diakonen von der gottesdienstlichen Feier her, als ein Opferstier zum Tempel geführt wurde. Einer aus der Menge, der ihn von fern erkannte, rief: sehet den Feind der Götterverehrung, den Vorkämpfer der neuen Religion, der die Zerstörung der Tempel befiehlt, unsere Götter als Dämonen verdammt, und dessen Gegenwart sie hindert, Orakel zu ertheilen!

Sogleich umringte den Bischof das tobende Volk; der Priester und die Diakonen entrannen. Man schleppte ihn auf das Kapitol, damit er den Götzen opferte; er aber rief laut: ich kenne nur den einen wahren Gott. Ihm will ich Opfer des Lobes darbringen. Euere Götter sind

Dämonen. Vergeblich ehrt ihr sie mit Schlachtopfern, ihr opfert ihnen euere Seelen! Wie sollte ich sie anbeten, da ich, wie ihr saget, von ihnen gefürchtet werde?

Wuthentbrannt ergriff ihn der Haufen, band ihn bei den Füßen mit einem Seile an das Opferthier und trieb dieses die Treppe des Kapitols hinab. Das Haupt des Martyrers wurde zerschellt, die Treppe mit Hirn bespritzt, der ganze Körper wurde zerfetzt. Den Leichnam schleifte der Stier fort bis das Seil abriß.

Zwei Frauen hatten den Muth, ihn hinwegzunehmen und zu beerdigen.

Von den Thaten der Blutzeugen der Kirchen in Asien sind nur wenige Urkunden erhalten. Zu Cäsarea in Kappadocien war ein Knabe, Cyrillus, der sich durch Begeisterung für den Glauben des Gesalbten auszeichnete. Sein heidnischer Vater schalt und schlug ihn, und stieß ihn endlich aus dem Hause. Cyrillus ertrug dieß gern; denn nur Geringes, sagte er, werde ihm genommen; der Glaube an den Herrn werde ihm größere Güter verschaffen.

Der Richter in der Stadt, der es erfuhr, ließ den Knaben zu sich rufen und suchte ihn theils durch Drohungen einzuschüchtern, theils durch freundliche Worte zu gewinnen, indem er ihm Verzeihung seines Vergehens und die Wiederaufnahme in sein Vaterhaus versprach.

Ich freue mich, entgegnete darauf Cyrillus, daß ich meines Glaubens wegen angeschuldigt werde und mein väterliches Haus verliere. Gott wird mich aufnehmen und ich werde eine größere, bessere Wohnung haben. Freiwillig werde ich arm, um ewige Güter zu empfangen.

Den Tod fürchte ich nicht, denn ich sehe ein seliges Leben vor mir.

Er wurde hierauf hingerichtet.

Zu Cäsarea in Palästina starben die Blutzeugen Priscus, Malchus und Alexander. Dem Sprengel von Antiochia gehörte wahrscheinlich Nicephorus an, dessen Martyrium zeigte, daß der Glaube ohne Nächstenliebe nicht heilbringend sei.

Nicephorus, ein Laie, hatte lang in freundschaftlicher Verbrüderung mit dem Priester Sapricius gelebt, als beide sich entzweiten und einander so sehr zu hassen anfingen, daß sie die Begegnung auf der Straße vermieden. Nachdem die Feindschaft einige Zeit gewährt hatte, wünschte Nicephorus sich auszusöhnen. Zweimal schickte er einige seiner Freunde an Sapricius und ließ ihn um Verzeihung bitten. Der Priester gewährte sie nicht. Nun geht Nicephorus selbst zu ihm, wirft sich ihm zu Füßen, fleht: vergib mir, mein Vater, um des Herrn willen! Doch Sapricius bleibt ungerührt.

Bald darauf wurde der Priester vor den Statthalter geführt und legte ein muthiges Bekenntniß ab, und da er in langer Peinigung standhaft blieb, verurtheilte ihn der Richter zur Enthauptung.

Als er zur Richtstätte hinaus ging, stürzte Nicephorus herbei, warf sich vor ihm nieder und rief: Zeuge des Gesalbten! vergib mir, was ich aus menschlicher Schwäche gegen dich gefehlt habe. Sieh! die Krone wird dir von dem Herrn verliehen, den du nicht verleugnet, sondern vor vielen Zeugen bekannt hast.

Sapricius würdigte ihn keiner Antwort und die Scher-

gen verhöhnten ihn. Einen so thörichten Menschen, sagten sie, haben wir noch nie gesehen. Dieser da wird sogleich sterben, und du bittest ihn noch um Verzeihung? — Ihr wißt nicht, antwortete Nicephorus, was ich vom Bekenner des Gesalbten erbitte. Gott weiß es.

Er folgte bis zur Richtstätte, und sprach flehend zu Sapricius: es ist geschrieben, bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch geöffnet. Allein das Herz des Priesters blieb allen Bitten verschlossen.

Nun sagte der Scharfrichter zu Sapricius: kniee nieder und laß dich enthaupten. — Weßwegen? fragte dieser. — Weil du nicht opfern wolltest, sondern den Befehl des Kaisers wegen eines Menschen, der Christus heißt, verachtet hast. — Enthauptet mich nicht, erwiederte der Verurtheilte, ich will dem kaiserlichen Gebote gemäß den Göttern opfern.

Bruder! rief ihm Nicephorus ermahnend zu, sündige nicht; verleugne nicht Christus, unseren Herrn! Fall' nicht ab von ihm! O ich bitte dich, verlier' die himmlische Krone nicht, die du durch so viele Martern erworben hast!

Sapricius achtete nicht auf diese Ermahnungen und beharrte bei der Verleugnung.

Da sprach Nicephorus zu den Schergen: ich bin Christ; ich glaube an den Namen unsers Herrn, den jener verleugnet hat. Tödtet mich!

Weil sie ohne Befehl ihn nicht hinrichten durften, lief einer von ihnen zum Statthalter und meldete, Sapricius habe versprochen, daß er den Göttern opfern wolle, ein anderer aber erkläre, daß er wegen Christus zu ster-

ben wünsche. Der Statthalter gab Befehl, den Nicephorus zu enthaupten.

Im Jahre 259 gerieth der Kaiser Valerian in die Gefangenschaft des Perserkönigs Sapor, aus welcher er nicht mehr befreit wurde. Jetzt hörte die allgemeine Verfolgung der Christen auf. Denn sein Sohn und bisheriger Regierungsgenosse Gallienus erließ sogleich im Anfange seiner Alleinherrschaft (259—268) eine Verordnung, wodurch er den Christen die Uebung ihrer Religion gestattete und gebot, daß die ihren Gemeinden gehörigen Begräbnißplätze, Grundstücke und Häuser, welche unter Valerians Regierung eingezogen worden waren, ihnen zurückgegeben würden. Er behandelte also die Kirche wie eine gesetzmäßig bestehende Genossenschaft, denn nur eine solche konnte nach dem römischen Rechte ein gemeinsames Gut besitzen.

Diese Begünstigung der Christen entsprang jedoch vielmehr aus der Gleichgültigkeit des Kaisers gegen alle öffentlichen Angelegenheiten, als aus edler, menschenfreundlicher Gesinnung; denn Gallienus war schwelgerisch, ausschweifend und grausam, wie seine schlechtesten Vorgänger.

Da indeß der Emporkömmling Macrianus, der den verstorbenen Kaiser gegen die Christen gereizt hatte, sich die Herrschaft über das Morgenland und über Aegypten anmaßte, so konnte in diesen Gegenden die Verfolgung fortdauern, während die Christenheit im Abendlande sich bereits des Friedens erfreute. Doch war die Zahl der getödteten Glaubenszeugen gering. Zu Cäsarea in Palästina wurde der christliche Soldat Marinus enthauptet. Er war vorgerufen, um die Stelle eines Hauptmannes zu

empfangen. Als ihm der Stab, das Zeichen seines Ranges, überreicht wurde, trat ein anderer Soldat auf und erklärte: Marinus könne nach römischem Gesetze keine Würde im Heere erlangen, weil er als Christ nicht für den Kaiser opfere. Ihm gebühre diese Stelle. Marinus bekannte seinen Glauben und es wurde ihm eine Frist von drei Stunden gegeben, binnen welcher er sich entscheiden sollte.

Der Bischof Theoteknus führte ihn hierauf bei der Hand in die Kirche und vor den Altar; er wies auf das Schwert, welches der Soldat an seiner Seite trug, dann auf das Evangelienbuch, das er ihm vorlegte. Er möge zwischen beiden wählen. Ohne Bedenken ergriff Marinus mit seiner Rechten das Buch. Nun, sprach der Bischof, so halte fest an Gott und mögest du durch seine Kraft gestärkt, erlangen, was du gewählt hast. Gehe hin im Frieden.

Nach freimüthig wiederholtem Bekenntnisse wurde Marinus zum Tode verurtheilt.

Bei der Hinrichtung dieses christlichen Helden war Asturius, ein sehr geehrter Senator, gegenwärtig. Angethan mit dem weißen, kostbaren Gewande seiner Würde, trug er die Leiche des Blutzeugen vor Aller Augen weg und bestattete sie ehrenvoll und prächtig.

Nach der Niederlage des Macrianus im Jahre 261 konnte der Duldungsbefehl des Kaisers überall im Reiche vollzogen werden. Die Christenheit schien von nun an vor den rohen Angriffen des heidnischen Volkes, vor der Härte und Habsucht der Statthalter gesichert zu sein; das kaiserliche Gesetz konnte die Willkür der Herrscher selbst, wenn sie auch der neuen Religion abgeneigt waren, in

Zukunft beschränken. Dieß zeigte sich an dem Kaiser Lucius Domitius Aurelianus (270—275). Er war im heidnischen Aberglauben erzogen und dem orientalischen Sonnen-Dienste schwärmerisch ergeben. Das Heiligthum des Sonnengottes in Palmyra schmückte er mit reichen Gaben; in Rom erbaute er ihm einen Tempel, den er mit goldenen Weihegeschenken ausstattete. Seine Mutter war Priesterin dieses Gottes. Die altrömischen Religionsgebräuche befahl er wegen der Wohlfahrt des Staates zu beobachten. Als ein Krieg mit deutschen Völkerschaften Gefahr drohte, verlangten mehrere Senatoren, daß nach alter Gewohnheit die sibyllinischen Bücher aufgeschlagen und ihre Aussprüche erforscht werden sollten. Andere sagten, man bedürfe dieser Zuflucht nicht, denn die Macht des Kaisers sei so groß, daß man die Götter nicht um Rath zu fragen brauche. Der Kaiser, der diese Verhandlungen des Senats erfuhr, äußerte sein Mißfallen und schrieb an denselben: er wundere sich, daß sie so lange gezögert haben, die sibyllinischen Bücher aufzuschlagen, als wenn sie in einer Christenkirche und nicht im Tempel aller Götter sich beriethen. Sie sollten durch feierliche Ceremonien ihm beistehen und verrichten, was in jenen Büchern vorgeschrieben; denn es sei keine Schande, mit Hülfe der Götter zu siegen. So seien von den Vorfahren die Kriege angefangen und geendigt worden. Er erbot sich, die Kosten dafür zu bestreiten, Thiere und auch Gefangene aus allen Völkern zu Opfern herzugeben.

Ein solcher Fürst konnte gegen die Christen nur feindselig gesinnt sein. Doch unternahm er in den ersten Jahren seiner Regierung keine Verfolgung derselben. Auch

zeigte er in einem Falle, daß er die Kirche als eine gesetzmäßige Genossenschaft anerkenne.

Die Christengemeinde von Antiochia wandte sich nämlich, da ihr bisheriger Vorsteher Paulus von Samosata, der wegen seiner Irrlehre vom Amte entsetzt war, das bischöfliche Haus nicht verlassen wollte, an den Kaiser, damit er über das Eigenthumsrecht entschiede. Aurelian erklärte, das Haus solle denjenigen gehören, welchen die italienischen Christen und der Bischof von Rom es zusprechen.

Erst im Jahre 275 entschloß er sich, die Christen zu verfolgen; vielleicht um durch ein solches Opfer den Beistand der Götter zu einem Kriege in Thrazien zu gewinnen. Allein er wurde ermordet, ehe er seinen Plan ausführen konnte.

Durch die freie Entfaltung, welche von jetzt an dem christlichen Leben gegönnt war, mußte der Gegensatz der neuen Religion gegen das Heidenthum, ihre Stärke und ihr Fortschritt zur Alleinherrschaft immer offenkundiger werden. Man konnte einsehen, daß vor ihrer Uebermacht der römische Götterdienst und das mit demselben innig verbundene Staatswesen sich neigen müsse und allmälig dem Sturze zugedrängt werde. Aber man konnte nicht gleichgültig zuschauen, wie die so lang verehrten Götter aus ihren Heiligthümern vertrieben, ihre Tempel zerstört wurden oder verödeten. Man durfte nicht den ruhmvollen Staat theilnahmslos zerfallen lassen, ohne zu seiner Erhaltung jeden möglichen Beistand geleistet und das Aeußerste versucht zu haben. Es gab auch noch treue begeisterte Anhänger der Religionsgebräuche, noch Staatsmänner, die

in der Bewahrung und Wiederherstellung derselben das einzige Mittel zur Erhaltung des Reiches sahen. Der Abscheu und die Vorurtheile, welche die Menge gegen die Christen aufzureizen pflegten, waren noch nicht überwunden, und die Leidenschaften mußten sich um so heftiger entflammen, je mehr die Heiden ihre geistige Ohnmacht fühlten. So war der Entscheidungskampf vorbereitet, welcher unter der Regierung des Kaisers Diocletian ausbrach. Um die Größe und Bedeutung desselben würdigen zu können, ist es nothwendig, den damaligen Zustand der heidnischen Religion und der geistigen Bildung so wie die neue Staatsform, welche Diocletian einrichtete, zu betrachten.

Das Heidenthum hatte im römischen Reiche sein ganzes Wesen geoffenbart, seine verderblichen Wirkungen vollendet und bedrohte das Völkerleben mit Auflösung.

Die Religion des Volkes war roher Götzendienst geworden. Bei der alten Götterverehrung bestand, wenn auch getrübt, noch der Gedanke von einer überweltlichen persönlichen Gottheit und eine gewisse Frömmigkeit. Die gottesdienstlichen Gebräuche die sühnenden Opfer, die Weihen und Reinigungen hatten eine tiefe religiöse Bedeutung, indem sie aus dem Bewußtsein der Sündenschuld, aus dem Bedürfnisse der Heiligung und sittlichen Umänderung, aus der Sehnsucht nach Erlösung durch göttliche Barmherzigkeit hervorgingen. Diese Ueberreste einer ursprünglich reineren Gotteserkenntniß waren fast gänzlich verloren. Die Verehrung der Götzen gestattete keine Erhebung des Geistes zur überirdischen Welt; die Menschen weihten ihre religiösen Gefühle sinnlichen Gegenständen,

den Werken ihrer Hände, die sie vor sich schauten. Trostlos wandten sich zwar viele jetzt, nachdem die römische Religion kraftlos geworden, ausländischen Gottheiten zu; man erfand neue Sühnungen, flüchtete zu abergläubischen Gebräuchen, zu den Gaukeleien der Zauberer und in das Dunkel der Mysterien. Aber dieß waren nur erkünstelte Versuche, das abgestumpfte Gefühl sinnlich zu reizen, nicht Mittel, die Leere auszufüllen.

Dagegen bewährte das Christenthum eine wunderbare Kraft. Es gab den Gläubigen eine klare, feste Ueberzeugung von Gott, dem Schöpfer und Vater. Es vermochte nach erprobter Erfahrung dem sündigen Menschen wahre Aussöhnung, innere Heiligung, geistigen Frieden und alle sittlichen Tugenden zu verleihen. Die neue Tugend der Menschenliebe schmückte als schönstes Kennzeichen das christliche Leben, während Entzweiung, Haß, Rachsucht, und Blutgier die Eigenthümlichkeit des Heidenthums, die Ursache unsäglichen Elendes waren. Ihr unerschütterliches Vertrauen auf Gott, ihre fromme Liebe zu ihm, ihre freudige Zuversicht auf ewige Seligkeit und ihren Seelenfrieden unter den schwersten Bedrängnissen bewiesen die Christen bei den Verfolgungen zum Erstaunen der Heiden. Das Innere des Menschen schien durch die christliche Religion gänzlich erneuert.

Unter den Griechen und Römern übte ehedem auch die Wissenschaft einen veredelnden Einfluß auf das Denken und Handeln aus. Die Philosophie nährte die Liebe zur Wahrheit, regte zu tiefsinnigen Untersuchungen über das Wesen und die Einheit Gottes an; sie verkündete reine Sittenlehren und weise Lebensregeln, stellte gute Beweg-

gründe des Handelns dar und richtete die Gedanken auf das jenseitige Dasein. Sie war so ein Widerspruch gegen das Heidenthum, ein Licht in der Finsterniß. Christliche Lehrer hielten daher die Philosophie für ein göttliches Geschenk, wodurch die Heiden auf die Annahme der Offenbarung vorbereitet werden sollten.

Diese Aufgabe erfüllte jetzt die heidnische Weltweisheit nicht mehr; ihre Zeit war vorüber. Die alten Schulen des Platon, des Aristoteles und selbst der Stoiker waren aufgelöset. Ein Theil derjenigen, welche nun Philosophen hießen und sich durch eigenthümliche Tracht kenntlich machten, war nicht eine Genossenschaft ernster Denker, sondern ein Haufe gedankenloser Schwätzer, lasterhafter Heuchler, schmutziger Sonderlinge und gemeiner Schmarotzer. Einige suchten das Christenthum zu widerlegen und zeigten durch ihre thörichten Anklagen, durch die Verleumdungen, deren sie sich bedienten, daß sie nicht Freunde der Wahrheit seien.

Eine eigene Schule bildeten noch die Neuplatoniker. Ihre Meinungen waren ein Gemisch von platonischen, pythagoräischen und auch christlichen Lehren. Aber es fehlte ihnen der tief schauende Geist des Platon und der frische, kräftige Wissensdrang der Alten. Ihre Weisheit erhob nicht zu klarer Gotteserkenntniß, sondern erweckte träumerische Vorstellungen von der übersinnlichen Welt, mit welcher sie, sogar mittelst göttlicher Erscheinungen, in Beziehung zu stehen vorgaben, und erzeugte eine erkünstelte Feierlichkeit und lächerliche Selbstvergötterung. Die Neuplatoniker strebten durch ihre Anschauungen den heidnischen Volksglauben zu verklären, und waren deßwegen unversöhnliche Gegner des Christenthums. So verdarb die herrlichste

Geistesfrucht, die unter den Griechen und Römern gereift war, indem sie zum Dienste der Vielgötterei mißbraucht wurde.

Die Christen besaßen indeß die vollkommene Kenntniß der Wahrheiten, welche die Weltweisheit ahnte und suchte. Platon hat gesagt, daß es schwer sei, den Schöpfer und Vater des Alls zu finden, und unmöglich, wenn man ihn gefunden, ihn Allen bekannt zu machen. Er wies, unbefriedigt durch seine Forschung, auf die sichere und gefahrlose Erkenntniß mittelst göttlichen Unterrichts hin. Den Christen war ein solcher Unterricht zu Theil geworden, der unmittelbar von Gott kam und das Gemeingut aller Menschen werden sollte. Nun da die höchste Vernunft vom Himmel zu uns gekommen ist, sagt der christliche Lehrer Clemens von Alexandria, nun brauchen wir nicht mehr die Schulen der Menschen zu besuchen, nicht mehr nach Athen, nicht nach dem übrigen Griechenland, nicht nach Jonien der Wissenschaft wegen uns zu begeben. Denn uns unterrichtet ein Lehrer, welcher Alles mit heiligender Kraft und mit Wissenschaft erfüllt; durch das Wort Gottes ist Alles Athen und Griechenland geworden. Das Wort unseres Lehrers ergoß sich über den ganzen Erdkreis, die Stämme, Ortschaften und Städte der Griechen wie der Barbaren gewinnend; ganze Familien und jeden, der es hört, sogar nicht wenige von den Philosophen zur Wahrheit führend. — Die griechische Philosophie, fährt er fort, hört sogleich auf, wenn die Obrigkeit sie verbietet. Unserer Lehre dagegen traten von Anbeginn ihrer Verkündigung an Könige und Herrscher entgegen; einzelne Fürsten und Obrigkeiten versuchten es mit ihren Soldaten

gegen sie zu streiten und uns nach Kräften zu vertilgen. Doch nur desto mehr erblüht sie. Sie vergeht nicht wie Menschenlehre, und verwelkt nicht wie ein schwaches Geschenk; denn das Geschenk Gottes ist nicht schwach.

Auch die andern Erscheinungen der Bildung, welche früher großen Glanz über das römische Reich verbreiteten, neigten sich zum Untergange. Die schaffende Thätigkeit und die Schönheit der Kunst war vergangen; die Geschichte war eine dürftige, theilnahmslose Zusammenstellung der Begebenheiten, die schlaffe, schwülstige Beredsamkeit eine schmeichelnde Dienerin der Herrscher geworden. Die hervorbringenden, bildenden Geisteskräfte schienen sich aus dem heidnischen Leben zurückgezogen zu haben, so daß dasselbe unvermeidlich dem Tode anheimfiel, und sich mit dem ihnen verwandteren Christenthum zu verbinden, um eine neue Wirksamkeit zu beginnen.

Nicht weniger bedeutsam als die Veränderung im Gebiete des geistigen Lebens war die Umgestaltung, welche die Regierungsform erlitt.

Im Jahre 284 wurde Diocletian vom Heere als Alleinherrscher ausgerufen. Er hatte sich durch seine Feldherrnverdienste emporgeschwungen. Erfahren in den Geschäften und klug, gab er seinem Handeln den Schein der Mäßigung und Güte, und verstand es auch, das Gehässige der Grausamkeiten, die von ihm ausgingen, auf diejenigen zu wälzen, welche seine geheimen Befehle vollzogen. Den Maximian, seinen Freund und Kriegsgefährten, wählte er sich zum Theilnehmer an der Vertheidigung und Verwaltung des Reiches. Aus niedrigem Stande geboren, hatte Maximian sein Leben unter den Waffen zugebracht.

Jeder Geistesbildung entbehrend behielt er auf seiner glänzenden Stelle die Rohheit seiner Sitten. Unbekümmert um Gesetze war er durch blinden Muth und durch Hartherzigkeit ein taugliches Werkzeug, die schlauen Pläne und grausamen Anordnungen Diocletians rücksichtslos auszuführen.

Damit die Last der Herrschaft noch mehr erleichtert und ihre Kraft verstärkt würde, erhielten zwei erprobte Feldherrn, Galerius und Constantius Chlorus mit dem Titel Cäsar einen Theil derselben und wurden durch die Ehrennamen Imperator, Vater des Vaterlandes und durch die oberpriesterliche Würde ausgezeichnet. Galerius glich in seinen Sitten dem Maximian. Constantius stammte aus einem edlen Geschlechte; seine Mutter war die Nichte des Kaisers Claudius. Mit dem Ruhme der Tapferkeit vereinigte er die Liebenswürdigkeit eines milden Charakters und erwarb sich leicht die Zuneigung des ihm untergebenen Volkes.

Diocletian nahm den Galerius, Maximian den Constantius an Sohnes Statt an. Beide Cäsaren mußten sich von ihren Frauen trennen; dem Galerius gab Diocletian seine eigene Tochter zur Gattin.

Dem Constantius wurde die Herrschaft über Gallien, Spanien und Britannien anvertraut; der Kaiser Maximian regierte Italien und Afrika; dem Galerius wurde die Vertheidigung der illyrischen Landschaft übertragen; Diocletian behielt sich selbst Thrazien, Aegypten und die reichen Länder Asiens vor und wählte Nikomedien zu seinem Wohnsitz. Jeder der vier Fürsten verwaltete selbstständig sein Gebiet; aber jeder stand den andern mit Rath und Hülfe

bei; ihr vereintes Ansehen galt im ganzen Reiche und die Verordnungen wurden im Namen sämmtlicher Herrscher erlassen. Diocletian hatte einen Ehrenvorrang vor den andern, die ihm ihre Erhöhung verdankten. Seiner Regierung gab er die Form vollendeter heidnischer Gewaltherrschaft.

Der römische Senat bewahrte noch einige Erinnerungen an die alte Freiheit. Die berühmtesten Mitglieder desselben wurden daher als Verschwörer bestraft. Mit der Entfernung der Herrscher von Rom hörte die Theilnahme jener ehedem so ehrwürdigen Versammlung an den Staatsangelegenheiten gänzlich auf. Die Kaiser beriethen die Gesetze, welche sonst nur durch Zustimmung des Senates ihre Heiligung empfingen, mit den Beamten, die sie umgaben, und ließen dieselben als göttliche Aussprüche verkünden. Den Senatoren blieben nur einige Vorrechte und Auszeichnungen ihres Standes.

Die bisherigen Kaiser pflegten sich die Würde eines Consul, eines Censor, eines Tribunen beizulegen und bewahrten so den Schein der republikanischen Regierungsform. Jetzt wurden diese Titel abgelegt. Der Kaiser nannte sich Imperator, welches Wort nicht mehr den Befehlshaber des römischen Heeres, sondern den unbeschränkten Gebieter des römischen Reiches bezeichnete. Hinzugefügt wurde der Name Dominus oder Herr, wodurch ursprünglich nicht das Ansehen des Fürsten, sondern die Gewalt des Hausherrn über seine Sklaven ausgedrückt wurde. Zuerst bediente sich die Schmeichelei dieser Benennung; jetzt wurde sie in der Sprache der Gesetze und der Denkmäler allgemein gebräuchlich.

Die äußeren Erscheinungen und Abzeichen despotischer Gewalt durften nicht fehlen. Die früheren Herrscher schlossen sich nicht von dem Umgang mit den Bürgern ab; sie wurden nur als höchste Obrigkeiten besonders geehrt und unterschieden sich durch das Purpurgewand. Diocletian führte die feierliche Pracht eines morgenländischen Hofes ein. Er legte sich das den Römern verhaßte Zeichen barbarischer Zwingherrschaft, das Diadem, an. Die kaiserlichen Gewänder waren aus Seide und Gold gewirkt, und selbst die Schuhe mit Edelsteinen geziert. Der Zutritt zur kaiserlichen Majestät wurde durch lästige Förmlichkeiten erschwert; und wenn es einem Unterthanen gelang vorgelassen zu werden, so mußte er sich auf die Erde werfen, um nach morgenländischer Sitte die Göttlichkeit seines Herrn und Gebieters anzubeten.

Die beiden Kaiser Diocletian und Maximian legten sich die Beinamen Jovius und Herculius bei. Denn die allsehende Weisheit eines Jupiter sollte die Welt leiten, und der unüberwindliche Arm eines Hercules die Erde von Ungeheuern und Tyrannen befreien. Selbst den Namen der Gottheit eigneten sie sich zu.

Eine solche Herrschergewalt wurde nothwendig die Stütze des Heidenthums, dem sie entsprungen, mit dem allein sie vereinbar war. Dadurch geschah es, daß die christliche Religion, während sie durch einen unwiderstehlichen Einfluß auf die geistige Bildung bereits über den Götzendienst gesiegt zu haben schien, noch einen großartigen Kampf bestehen mußte. Es war dieß ein Geschick, welchem sich die Christenheit nicht entziehen konnte; denn ein dauernder Bestand unter diocletianischer Herrschaft war unmöglich.

Zwar beunruhigte Diocletian vom Anfange seiner Regierung an die Christen nicht. Seine Gemahlin Prisca und seine Tochter Valeria neigten sich zum neuen Glauben hin. Vornehme Hofleute, welche die Person des Kaisers umgaben und seiner Gunst sich erfreuten, Beamte des Palastes, welche die Aufsicht über die kaiserlichen Kleinodien, über die Gewänder und Hausgeräthe hatten, konnten mit ihren Frauen, Kindern und Sklaven ungestört die christliche Religion üben, und wenn sie den Kaiser in den Tempel begleiteten, sich der heidnischen Gebräuche enthalten. Die Verwaltung der Provinzen war Christen anvertraut, obgleich sie die gewöhnlichen Opfer unterließen. Die Vorsteher der Kirchen wurden von den heidnischen Obrigkeiten und vom Volke mit Ehrfurcht behandelt. Die zahlreichen Versammlungen waren nicht gehindert; die alten Bethäuser faßten nicht mehr die Gemeinden, in vielen Städten wurden neue Kirchen errichtet.

Doch war Diocletian, während er das Gesetz des Gallienus achtend den Christen Duldung gewährte, jede unberechtigte Religion zu unterdrücken und den Götterdienst zu erhalten entschlossen. Zur Vertilgung der Manichäer gab er dem Statthalter von Afrika strenge, grausame Befehle. Die Vorsteher der Sekte und ihre Bücher sollten verbrannt, die Mitglieder enthauptet und ihre Güter eingezogen werden. Vornehme Personen, die sich ihr anschlossen, sollten ihr Vermögen verlieren und in die Bergwerke zur Frohnarbeit abgeführt werden. Die unsterblichen Götter, schrieb er, haben durch ihre Vorsehung wohl geordnet und festgesetzt, was wahr und gut ist. Viele gute und weise Männer stimmen darin überein, dieß un-

verändert festzuhalten. Man darf sich solchen nicht entgegenstellen. Keine neue Religion sollte es wagen, die alte zu tadeln; denn es ist das größte Verbrechen, das umzustoßen, was von den Vätern festgesetzt worden und Bestand gewonnen hat.

Solche Grundsätze konnten Diocletian auch zur Verfolgung der Christen bewegen, wenn er einmal überzeugt wurde, daß ihr Glaube die hergebrachten Einrichtungen des Staates und die römische Religion störte.

Der Cäsar Galerius zeigte offen seinen Haß gegen die Christen. Er war das Werkzeug der heidnischen Staatsmänner, Philosophen und Priester, welche sich zum Verderben der Feinde ihres Aberglaubens verbündeten. Zuerst bedrängte er die Christen, die in seinem Palaste dienten; dann verstieß er sie aus seinem Heere, mißhandelte sie schimpflich und ließ einige tödten. Eben so war der rohe Maximian den Christen abhold.

Bisweilen verursachte die Weigerung, im Heere zu dienen, um sich nicht durch Theilnahme an abgöttischen Gebräuchen zu beflecken, die Bestrafung derselben. So mußte im Jahre 295 zu Teveste in Numidien ein junger Mann, Maximilian, mit seinem Vater Victor vor dem Statthalter erscheinen, weil er kriegsdienstpflichtig war. Als er gemessen werden sollte, erklärte er sogleich: ich kann nicht Soldat sein; ich kann nichts Böses thun; ich bin ein Christ. Ohne auf dieses Bekenntniß zu achten, ließ ihm der Statthalter das bleierne Zeichen des Kriegsdienstes überreichen. Nimm es, sagte er, und werde Soldat. Ich nehme es nicht, antwortete Maximilian; ich trage schon das Zeichen Christi, meines Gottes. — Sogleich, versetzte

der Statthalter, werde ich dich zu deinem Christus schicken. — Möchtest du es nur thun, erwiederte jener, das wäre mir die rechte Ehre.

Der Statthalter gebot, daß man ihm das Zeichen um den Hals hänge. Maximilian wehrte sich dagegen und sprach in seinem Glaubenseifer: ich nehme das Zeichen des Weltdienstes nicht an. Und wenn es mir umgehängt wird, zerbreche ich es, weil es nichts werth ist. Ich kann dieses Blei nicht am Halse tragen, nachdem ich einmal das beseligende Zeichen meines Heilandes, von dem ihr nichts wisset, angenommen habe.

Der Statthalter hielt ihm vor, daß er ohne Beschädigung seines Glaubens Soldat werden könnte, daß ja unter der Leibwache der vier Herrscher Christen wären, welche ohne Bedenken den Kriegsdienst leisteten. Maximilian entgegnete: sie werden wissen, was für sie gut ist. Ich aber bin Christ und kann nichts Böses thun.

Er wurde zum Tode verurtheilt, weil er widerspenstig den Kriegsdienst verweigert habe. Mit Dank gegen Gott vernahm er den Richterspruch. Die umstehenden Christen ermahnte er: meine theuersten Brüder! strebet mit aller Kraft dahin, daß ihr zur Anschauung des Herrn gelanget und daß er auch euch eine solche Krone verleihen möge. Und zu seinem Vater sagte er mit heiterem Angesichte: gib dem Scharfrichter das neue Kleid, welches du mir für den Soldatenstand hast machen lassen, so will ich dich mit hundertfacher Vergeltung aufnehmen und wir werden uns zusammen mit dem Herrn freuen.

Eine Frau ließ seinen Leichnam nach Karthago bringen und ihn bei einem Hügel neben dem Grabe des heiligen Cyprian bestatten.

In der Stadt Tanger wurde zu Ehren des Kaisers Maximian von den Soldaten ein Fest mit Opfern und Schmausereien begangen. Aus Abscheu vor dieser Feier erhob sich der Hauptmann Marcellus vom Tische, warf seinen Gürtel, seinen Stab und seine Waffen vor die Heereszeichen hin und erklärte: von jetzt an höre ich auf, euerem Kaiser zu dienen; ich diene dem ewigen Könige Jesus Christus. Ich verschmähe es, euere hölzernen und steinernen Götter, welche taube und stumme Bilder sind, anzubeten. Wenn der Soldatenstand das mit sich bringt, daß man den Götzen und den Kaisern opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel weg, sage mich von der Fahne los und bin nicht mehr Soldat.

Hierauf wurde er, weil er öffentlich die Götter und den Kaiser gelästert habe, enthauptet.

Solche Hinrichtungen waren jedoch selten.

Erst im Jahre 298 wurde Diocletian veranlaßt, eine Verordnung gegen die Christen herauszugeben. Er brachte nämlich irgendwo im Morgenlande Opfer dar, und erforschte in den Lebern der geschlachteten Thiere die Zukunft. Christliche Diener, welche dabei standen, bezeichneten ihre Stirne mit dem Kreuze. Der Vorsteher der Zeichendeuter erklärte nun, daß die Zeichen nicht erscheinen könnten, weil Verächter der heiligen Gebräuche anwesend wären. Diocletian gerieth in Zorn und gebot, daß die Christen seines Gefolges und alle, die in seinem Palaste dienten, opfern sollten; die sich weigernden sollten mit Schlägen gezüchtigt werden. Auch gab er den Heerführern Befehl, die Soldaten zum Opfern zu nöthigen und die ungehorsamen aus dem Heere auszustoßen.

Viele Christen gaben ihre Würden hin und verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu zu bleiben.

Dieß waren die Vorzeichen einer allgemeinen Verfolgung im ganzen Reiche. Im Spätjahre 303 begab sich nämlich Diocletian, der schon den Plan überdachte, die Regierung niederzulegen, nach Nikomedia in Bithynien, um den folgenden Winter dort zuzubringen. Auch Galerius kam dahin und wandte alle seine Beredsamkeit an, um seinen kranken, alternden Schwiegervater gegen die Christen aufzureizen. Dieser widerstrebte lang und stellte vor, wie gefährlich es sei, den Erdkreis zu beunruhigen und so viel Blut zu vergießen. Es genüge, wenn man den Hofleuten und Soldaten die Uebung der Religion verbiete. Doch wurde er durch die Zudringlichkeit des Galerius bewogen, die Angelegenheit mit Richtern und Heerführern vertraulich zu berathen. Einige von diesen waren aus Haß gegen die Christen der Meinung, man müsse die Götterfeinde vertilgen. Andere stimmten gegen ihre Gesinnung bei, um dem ungestümen Galerius gefällig zu sein. Dennoch ließ sich Diocletian nicht sogleich überreden, sondern schickte Zeichendeuter nach Milet, um dort das Orakel des Apollo zu befragen. Die Antwort war den Christen ungünstig. Jetzt endlich gab er nach und willigte ein, daß die christliche Religion gewaltsam vertilgt würde.

Mehr als vierzig Jahre waren seit der letzten allgemeinen Verfolgung vergangen. Der lange Friede und die große Freiheit fingen an, der Kirche verderblich zu werden. Die Gläubigen fielen in Lauheit; Mißgunst, Zwist und Spaltungen entzweiten die Gemeinden; Trug und Heuchelei nahm überhand. Bischöfe strebten aus Ehrgeiz nach un-

berechtigter Gewalt und stritten unter einander um den Vorrang und die Größe ihrer Sprengel. Ein Theil der Christenheit war daher wenig vorbereitet auf die Leiden, welche jetzt wieder, und härter als je, über sie kamen.

Zwar suchte Diocletian anfänglich Blutvergießen zu vermeiden, während Galerius die Christen durch Feuer vertilgen wollte. Aber er nahm Maßregeln, den Christen das Leben unerträglich zu machen, ihren Gottesdienst zu hindern, ihre Lehre zu unterdrücken und in Vergessenheit zu bringen.

Am 23. Februar 303, am heidnischen Feste der Terminalien, begann zu Nikomedia die Ausführung derselben In der Morgendämmerung wurde die prächtige Kirche, welche auf einer Anhöhe dem kaiserlichen Palaste gegenüber stand, erbrochen. Vergebens suchte man nach einem Bilde der Gottheit; man fand Abschriften der heiligen Bücher und verbrannte sie. Die Kirche wurde ausgeplündert und dann zerstört. Am nächsten Tage wurde eine Verordnung folgenden Inhalts veröffentlicht: die gottesdienstlichen Versammlungen der Christen sind verboten. Die Kirchen sollen überall niedergerissen, die heiligen Schriften verbrannt werden. Diejenigen, welche Würden und Ehrenstellen haben, sollen dieselben verlieren, wenn sie nicht von ihrem Glauben abfallen; Privatleute ihres Bürgerrechtes und ihrer Freiheit verlustig sein, Sklaven, so lange sie Christen bleiben, nie freigelassen werden können. Kein Gericht darf die Klage eines Christen wegen Diebstahls, wegen Beleidigung und Ehebruchs zulassen; gegen Christen, von welchem Stande sie auch seien, soll bei gerichtlicher Untersuchung die Folter angewendet werden.

Ein Christ nahm diese Verordnung, die an einem öffentlichen Platze angeschlagen war, hinweg und zerriß sie, indem er spöttisch sagte: da sind Siegesnachrichten angeschlagen! Der Kaiser behandelt die Christen, seine eigenen Unterthanen, wie besiegte Gothen und Sarmaten! Er wurde als Beleidiger der kaiserlichen Majestät langsam verbrannt.

Der kaiserliche Befehl, der zum Schrecken der Christen in der Zeit des Osterfestes herauskam, wurde schnell in allen Provinzen verkündet. Statthalter und Obrigkeiten führten ihn mit großer Strenge aus; die Kirchen wurden zerstört, die gefundenen Abschriften der heiligen Bücher und Kirchengeräthe auf dem Markte verbrannt. Sie sparten nicht Gewaltsamkeit, da ihnen die Folter zu gebrauchen geboten war. Doch gab es auch Beamte, welche milder verfuhren. Sie verschlossen nur die Kirchen und nahmen statt der Bibel gleichgültige Bücher oder Schriften der Irrlehrer an.

Aus Furcht lieferten viele Christen, sogar Vorsteher der Kirchen, die heiligen Bücher aus. Solche Auslieferer galten als Verleugner und wurden aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Einige Bischöfe verbargen sich feige; sie wurden zu ihrer Beschämung ergriffen und von den Heiden verhöhnt. Aber die meisten erfüllten treu die Pflicht ihres Amtes. Zu diesen gehörte der Bischof Felix von Tibiur in der afrikanischen Provinz. Der Landesverwalter Magnilian ließ ihn durch einen Beamten zu sich führen und forderte ihn auf, die heiligen Bücher, welche er habe, zu überreichen. Ich habe sie, antwortete Felix, aber ich gebe sie dir nicht. Du mußt, sagte Magnilian, dem Kai-

ser gehorchen; übergib die Bücher, daß man sie verbrenne. Es ist besser, entgegnete der Bischof, mich, als die göttlichen Schriften zu verbrennen; denn man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen.

Nach drei Tagen rief ihn der Verwalter wieder zu sich und fragte ihn, ob er sich bedacht habe. Was ich bereits gesagt, erklärte Felix, sage ich wieder.

Er wurde hierauf nach Karthago zu dem Statthalter geschickt und, als er auch vor diesem bei seiner Verweigerung beharrte, nach Sicilien gebracht, wo sich Maximian Herculius, dem Afrika unterworfen war, aufhielt. Da der Kaiser die Insel schon verlassen hatte, führte man Felix nach Italien ab, und in der Stadt Venosa verurtheilte ihn der Befehlshaber der Leibwache zur Enthauptung.

Doch hatte der erste Angriff auf die Christenheit nicht den gewünschten Erfolg; man mußte mehr versuchen. Dazu kam bald eine Veranlassung, das Mißtrauen und die Erbitterung Diocletians gegen die Christen zu vermehren. Der Palast in Nikomedien gerieth nämlich binnen vierzehn Tagen zweimal in Brand; das Feuer ergriff sogar das Schlafgemach des Kaisers. Die Anstiftung wurde auf die Christen geschoben; man verdächtigte sie, daß sie gegen das Leben der Herrscher sich verschworen hätten. Schonungslos strenge Maßregeln schienen jetzt geboten; in Nikomedien und im Palaste selbst machte man in erschreckender Weise den Anfang ihres Vollzugs. Prisca, die Gemahlin Diocletians, und seine Tochter Valeria wurden gezwungen, abgöttische Opfer darzubringen. Angesehene Würdenträger, welche sich zu opfern weigerten, wurden mit Einkerkerung bestraft; die Kämmerer Petrus, Dorotheus und

Gorgonius in Gegenwart Diocletians, der sie stets durch besondere Huld auszeichnete, unter ausgesuchten Qualen getödtet. Anthimus, der Vorsteher der Kirche von Nikomedien wurde enthauptet. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes wurden die Christen mit dem Schwerte hingerichtet oder verbrannt. Eine Menge derselben wurde gebunden auf Kähnen zusammengedrängt und in das Meer versenkt. Selbst die Leichen der Kämmerer, welche anständig beerdigt worden waren, ließen die Kaiser ausgraben und in das Meer werfen, damit die Christen sie nicht später als Götter verehren könnten.

Wegen Unruhen, die bald darauf in Armenien und Syrien ausbrachen, wurde die Wuth der Verfolgung auf's Höchste gesteigert. Die Kaiser geboten, alle Vorsteher und Diener der Kirche als Aufwiegler zu verhaften und in Fesseln zu legen. Die Gefängnisse, welche für die schändlichsten Verbrecher bestimmt waren, wurden mit Bischöfen, Aelteren, Diakonen und Vorlesern angefüllt. Dann kam der Befehl, daß die Eingekerkerten durch jede Art von Foltern gezwungen werden sollten zu opfern.

War auch die Todesstrafe nicht ausdrücklich bestimmt, so wurde sie doch von christenfeindlichen Richtern verhängt, wenn Martern nicht die Standhaftigkeit der Bekenner zu beugen vermochten. Sie handelten nach der Absicht der Kaiser, die Christen zu vertilgen. Viele erlagen auch den Qualen oder wurden als Verächter der göttlichen Hoheit der Herrscher hingerichtet.

Der erste unter den Blutzeugen in Palästina war Prokopius. Von Jugend auf hatte er die größte Sittenreinheit bewahrt und sich an strenge Enthaltung von kör-

perlichen Genüssen gewöhnt. Seine Nahrung war Brot und Wasser; den Geist aber stärkte er durch fortwährendes Nachdenken über das Wort Gottes. Er hatte den Dienst eines Vorlesers in der Kirche von Scythopolis und legte die heilige Schrift in der Landessprache aus. Man ergriff ihn in Cäsarea am Thore. Als der Richter ihm befahl, den Göttern zu opfern, erklärte er, es gäbe nicht viele Götter; nur Einer, der Urheber des Alls, sei Gott. Hierauf forderte der Richter, daß er den Bildnissen der Kaiser opfern sollte. Prokopius erwiederte, auf die vier Herrscher anspielend, mit den Worten Homer's: nimmer ist vielköpfige Herrschaft gut. Einer sei Herrscher, Einer König. Sogleich wurde er als Beleidiger der Majestät enthauptet.

Nicht wenige Vorsteher und Diener der Kirchen in Palästina ließen sich durch den Angriff erschüttern. Aber sehr viele duldeten standhaft die Martern und gaben ein Beispiel christlichen Heldenmuthes. Sie wurden gegeißelt, mit eisernen Krallen zerfleischt, auf der Folterbank ausgespannt, so daß die Sehnen zerrissen. In Cäsarea, wo man viele Geistliche vor den Richterstuhl des Statthalters brachte, wurden manche zu den unreinen Opfern hingestoßen, ihre Hand gewaltsam mit Weihrauch gefüllt und an den Altar gehalten; dann entließ man sie, als hätten sie freiwillig geopfert. Einzelne schlichen sich davon, ohne den Altar berührt zu haben, und wiesen die Nachrede, daß sie geopfert hätten, nicht zurück. Andere trug man halbtodt hinweg oder schleppte sie bei den Füßen fort und zählte sie zu den Verleugnern. Andere riefen beherzt, daß sie die Götzenopfer verwerfen und bezeugten laut, daß sie

Christen seien und den Namen Jesu bekennen. Sie betheuerten, daß sie nicht geopfert haben noch opfern werden. Diesen zerschlugen die Soldaten mit Fäusten den Mund, daß sie schwiegen, und trieben sie hinweg. Man wollte wenigstens die Christen überwältigt zu haben scheinen.

Unter so vielen erlangten nur Alphäus und Zachäus den Martyrkranz. Nach vierundzwanzigstündiger Peinigung wurden sie enthauptet.

Romanus, Diakon der Kirche von Cäsarea, kam beim Ausbruche der Verfolgung nach Antiochia. Er sah Männer, Frauen und Kinder zu den Tempeln eilen, um zu opfern. Voll Eifer für den Glauben trat er hinzu und tadelte in kräftiger Rede ihren Abfall. Zu dem Richter, der sich seines Sieges über die Christen freute, sagte er: du sollst nicht frohlockend von hier weggehen; denn Gott hat Streiter, welche nicht überwunden werden können.

Er wurde nun verschiedenen Martern unterworfen, aber ungebeugt rief er aus: warum lässest du nicht ab, Tyrann? Ich habe bekannt, daß Jesus der wahre König ist. Der Richter verurtheilte ihn darauf zum Feuertode. Der Scheiterhaufen war schon bereitet, aber der Cäsar Galerius, der eben anwesend war, befahl, ihn wieder einzukerkern und zu neuen Qualen aufzubewahren. Bei der Feier des zwanzigsten Regierungsjahres der Kaiser wurde er, während alle Gefangenen Nachlassung ihrer Strafen erhielten, erwürgt.

Im Jahre 304 gab Diocletian endlich den Befehl, daß überall alle Unterthanen den Göttern zu opfern gezwungen werden sollten. Sogleich verbreitete sich die furchtbarste Verfolgung über die Provinzen der Reiches. Die

Heiden stürmten in die Häuser der Christen, plünderten sie und mißhandelten die Bewohner; niemand wagte sich entgegenzustellen, denn Widersetzung galt für Aufstand. Kein Christ durfte sich öffentlich zeigen; die angesehensten von ihnen wurden in eisernen Banden in die Kerker geschleppt, edle Frauen von ausgelassenen Menschen zur Entehrung fortgerissen. Die Flüchtigen verbargen sich in Höhlen und waren dem Hungertode ausgesetzt, so daß viele, um ihm zu entgehen, sich ergreifen ließen. In jeder Landschaft erfand man besondere Arten von Martern und zahllos war die Menge der Blutzeugen. Da man die Christen oft massenweise tödtete, so sind nur wenige ausführliche Berichte über die Leiden einzelner Bekenner aufgezeichnet worden.

Die römische Kirche wurde verherrlicht durch das rühmliche Bekenntniß der Agnes, welche im zarten Alter ihr Leben für Christus hingab, dem sie es schon durch das Gelübde der Jungfräulichkeit geweiht hatte.

Zu Cäsarea in Palästina, wo der Landesverwalter Urbanus den kaiserlichen Befehl mit großer Härte vollzog, verbreitete sich das Gerücht, daß Christen zum Kampfe mit wilden Thieren bestimmt seien. Am Tage des Festspieles kamen dem Urbanus, als er in das Amphitheater zog, sechs junge Männer entgegen und erklärten, daß sie Christen wären und als Verehrer des wahren Gottes auch die wilden Thiere nicht scheueten. Urbanus schickte sie in das Gefängniß und nach einigen Tagen wurden sie enthauptet.

Nach Aegypten sandte Diocletian folgende Verordnung: Statthalter und Beamte, Grafen und Heerführer, Soldaten und Bürger, Bischöfe und Aeltere, Diakonen, Vorleser und Sänger, Mönche und Weltleute, Männer

und Frauen, Alte und Junge, mit einem Worte: jeder, der unter meiner Botmäßigkeit steht, soll meine erhabenen und verehrungswürdigen Götter, die ich wieder eingesetzt habe, anbeten: Apollo den größten der Götter, Jupiter und Diana, die Mutter der Götter. Alle, die meinem Befehle nicht gehorchen, sollt ihr grausam foltern wie es euch beliebt; hierauf sie enthaupten und die Leichen verbrennen, damit nichts von ihnen übrig bleibe.

Als dieses Schreiben dem Statthalter Armenius übergeben wurde, küßte er es, schickte es an die Landesverwalter und theilte es den Soldaten mit, welche nach Alexandria gekommen waren. So wurde die Verordnung schnell in ganz Aegypten von Alexandria bis zur Thebais und bis an die Gränzen Aethiopiens bekannt gemacht. Schaaren von Christen wurden ergriffen und theils enthauptet und die Leichen den Hunden, wilden Thieren und Raubvögeln überlassen, theils verbrannt.

Unter den ägyptischen Glaubenszeugen ist Kolluthus berühmt geworden. Er war zu Antinoe in Oberägypten geboren. Sein Vater, ein gottesfürchtiger Christ, hatte das Amt des Präfecten in dieser Stadt. Er unterrichtete selbst seinen Sohn und lehrte ihn die heiligen Schriften kennen. Von früher Jugend an zeigte Kolluthus ein reines, frommes Gemüth; gegen den Wunsch seiner Eltern blieb er unverheirathet. Seine jüngere Schwester verehelichte sich mit Arian, dem Nachfolger des Vaters, der wegen seines hohen Alters den Kaiser gebeten hatte, ihn seiner Stelle zu entheben. Nach dem Tode seines Vaters erbaute Kolluthus eine Herberge für Fremde, erlernte die Heilkunde und leistete den Kranken unentgeltlich Beistand. Als die

Verordnungen Diocletians herauskamen und der Präfect Arian die Christen zu bedrücken anfing, beschloß Kolluthus, für den wahren Gott Zeugniß abzulegen. Er ging in die Gerichtsversammlung, die sein Schwager hielt, und schalt diesen, den Kaiser und ihre Götzen. Der Präfect wollte ihn aus Rücksicht auf seine Gattin nicht mit aller Strenge bestrafen, sondern schickte ihn in die Verbannung.

Hierauf reiste Arian in der Provinz herum und ordnete in den einzelnen Städten die Verfolgung an. Sein eifriger Gefährte war Culcianus, Präfect von Taubah in Unterägypten. Der erste Blutzeuge in dieser Stadt wurde der Soldat Dionysius. Den Bischof Isaak übergab Culcianus dem Arian, der ihn am Mastbaume seines Schiffes festgebunden mit sich fortnahm und, nachdem er ihn einige Tage nacheinander gemartet hatte, zum Tode verurtheilte. In Taubah wurde die Hinrichtung vollzogen.

Als Arian nach Babul kam, verbarg sich der Bischof Tia und betete ohne Unterlaß, daß Gott die harte Prüfung endigen und der Kirche den Frieden geben möchte. Nachdem er eines Morgens in der Dämmerungsstunde seiner Gewohnheit gemäß den Gottesdienst verrichtet hatte, überfiel ihn der Schlummer. Und es erschien ihm ein schöner, wundersam glänzender Knabe, der zu ihm sprach: warum schläfst du? der Kampf erwartet dich! steh' also auf und streite für meinen Namen, daß du einen unverwelklichen Kranz von mir empfangest. Denn wenn du den Kampf rühmlich vollendest, will ich dich zu meinem Vater führen und dich ihm wie ein Geschenk darbringen. So wirst du in unaussprechlicher Seligkeit leben. Fürchte die Foltern

nicht, denn ich werde dir in allen Leiden, die du meines Namens wegen duldest, beistehen.

Durch dieses Traumgesicht begeistert, erschien Tia auf dem Platze, wo Arian die Soldaten zum Götzendienste versammelt hatte. Während Alle vor den Bildern niederknieten, stand er allein in ihrer Mitte aufrecht mit erhobenen Augen und beugte nicht einmal das Haupt. Arian ließ ihn vor sich führen und fragte ihn, warum er nicht nach dem Befehle des Kaisers die Götter angebetet. Ich diene, antwortete Tia, dem Gott, der im Himmel ist; meinem wahren Könige, dem Heilande aller sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfe; der über die Kaiser erhaben und den Fürsten furchtbar ist und doch in seiner Liebe alle Geschöpfe ernährt.

Erzürnt über diese Rede übergab Arian den Tia vier starken Soldaten, daß sie ihn gebunden wie einen Spielball hin und her stießen, bis seine Glieder zerquetscht wären. Darauf ließ er seine Fersen durchbohren, Stricke hindurchziehen und ihn auf einem steinigen Wege schleifen, bis aus dem zerfetzten Körper das Blut rann. Erstaunt darüber, daß Tia dieß alles aushielt, rief das versammelte Volk: groß ist der Gott der Christen und der alleinige Gott ist der des Vaters Tia! Arian wagte es nicht, die grausame Mißhandlung fortzusetzen, sondern ließ Tia in das Gefängniß zurückführen. Und da auch das heidnische Volk dem Bekenner Ehrfurcht zu erweisen anfing, schickte er ihn fort nach Peremoun an einen Beamten Pompejus, damit derselbe ihn verurtheilte.

Pompejus versuchte zuerst abschreckende Drohungen. Allein Tia erklärte ihm: ich bete den Gott der Christen

an. Ich verwünsche den Kaiser sammt seinen Götzen, mit denen ihr in das ewige Feuer werdet geworfen werden.

Auf diese Rede hin wurden neue Martern über Tia verhängt. Man schnitt ihm Finger und Zehen ab, riß ihm die Augen aus und setzte ihn auf einen glühenden Stuhl. Doch alle Qualen vermochten nicht ihn zu tödten. Selbst dem Richter Pompejus schien es, daß sein Leben wunderbar erhalten werde. Endlich wurde er zur Enthauptung verurtheilt.

Im Angesichte des Todes sprach er ein lautes Gebet zu dem Herrn, das er mit den Worten endigte: dir gebührt der Ruhm und deinem guten Vater und dem heiligen Geiste jetzt und in Ewigkeit.

Die Leiche wurde bei den Gräbern der anderen Martyrer bestattet.

Auf Arian machte schon die Standhaftigkeit und übermenschliche Ausdauer der Bischöfe Isaak und Tia großen Eindruck. Ein anderes Ereigniß bewirkte die gänzliche Umstimmung seines Innern. Er verurtheilte nämlich einen Diakon, Apollonius, und einen Flötenspieler, Philemon, zum Feuertode. Als die Flammen schon aufloderten, betete Apollonius laut, so daß das herumstehende Volk es hörte: Herr! übergib nicht die Seelen, welche auf dich vertrauen, den wilden Thieren, sondern zeige uns offenkundig dein Heil!

Kaum hatte er dieß gesprochen, als eine dichte Regenwolke sich ergoß und das Feuer erstickte. Groß ist der Gott der Christen, rief das Volk aus. Er allein ist Gott, er allein unsterblich. Arian wurde durch dieses Ereigniß nicht nur zum Glauben an Christus bekehrt, sondern fühlte sich sogar begeistert durch Hingabe seines Lebens für den-

selben Zeugniß abzulegen. Er wurde im Jahre 305 zugleich mit Apollonius, Philemon und anderen zu Alexandria hingerichtet.

Kolluthus blieb indessen geraume Zeit in der Verbannung, bis seine Schwester, die Gattin Arians, ihm die Heimkehr erwirkte. Allein der Nachfolger Arians, jener Culcianus, der noch mehr als sein Vorgänger gegen die Christen wüthete, ließ ihn vor seinen Richterstuhl kommen und, da weder Drohnugen noch Martern seine Glaubenskraft zu überwinden vermochten, enthaupten.

Zu Alexandria wurde die Jungfrau Theodora vor Gericht geführt. Der Richter bemühte sich, sie zu überreden, daß sie opfern möchte; denn er hätte sie gerne gerettet, da sie von edler Abkunft und in der Stadt sehr geehrt war. Ich habe Mitleid mit dir, sagte er, und möchte deiner schonen. Aber verachte meine Ermahnungen nicht, denn, bei den Göttern! du wirst nichts ausrichten. Die Kaiser haben einmal befohlen, daß ihr Jungfrauen den Göttern opfert oder geschändet werdet.

Gott sieht auf den Willen, entgegnete Theodora. Er, der Allwissende, kennt unsere Gedanken. Was gezwungen gethan wird, ist nicht Sünde. Wenn mir auf deinen Befehl Hände und Füße abgehauen werden, der Körper zerfleischt, der Kopf abgeschlagen wird, so sind dieß Werke deiner Gewaltthätigkeit, nicht meines Willens. Ich will auch jetzt mit Gott geeint bleiben. Ihm gehört das Gelübde der Jungfräulichkeit, das ich abgelegt habe; und er ist der Herr, der die ihm dargebotene Gabe zu retten vermag.

Obgleich sie der Ueberredung und Einschüchterung

widerstand, verschob doch der Richter das Urtheil in der Hoffnung, daß sie vielleicht ihren Sinn ändern werde. Nach drei Tagen rief er sie wieder vor. Ich muß aus Ehrfurcht vor dem Kaiser, sagte er, das Urtheil sprechen, wenn du bei deinem Vorsatze beharrest, und dich der Schmach preisgeben. Wir wollen dann sehen, ob Christus, um dessen willen du so hartnäckig widerstehest, dich beschützen wird.

Gott, antwortete Theodora, der das Verborgene kennt und alles weiß, bevor es geschieht, der mich bis heute rein bewahrt hat, er wird mich, seine Magd, auch vor der Schmach des Lasters beschützen.

Sie wurde hierauf in ein Haus abgeführt, wo sie der Entehrung ausgesetzt war. Als sie eintrat, erhob sie die Augen zum Himmel und betete: Vater unseres Herrn Jesus Christus, stehe mir bei und befreie mich aus diesem Ort der Schande. Du, der du dem Petrus zu Hülfe kamst, als er gefesselt im Kerker war, führe auch mich unbefleckt von hier weg, damit alle sehen, daß ich deine Magd bin.

Nicht lange währte es, so trat ein Mann im Soldatenkleide zu ihr ein. Bestürzt drängte sie sich in einen Winkel des Zimmers. Doch jener sagte zu ihr: fürchte nichts, denn ich bin der Gesinnung nach dein Bruder und habe mich in dieses Kleid gehüllt, um dich zu befreien. Ich bin gekommen, das Eigenthum meines Gottes zu retten, weil du seine Magd bist. Laß uns die Kleider vertauschen und gehe fort mit Gott.

Die Jungfrau legte das Soldatengewand an, drückte den Helm tief in das Gesicht, um nicht erkannt zu wer-

den, und ging schweigend vor dem Volke vorüber, das vor dem Hause stand.

Nach einer Stunde wurde die Täuschung entdeckt und Didymus (so hieß der edelmüthige Retter Theodora's), nachdem er auch seinen Glauben muthig bekannt hatte, zur Enthauptung verurtheilt. Seinen Leichnam ließ der Richter verbrennen.

In einer numidischen Landstadt wurde eine Schaar von Christen, Männer, Frauen und Kinder, ergriffen, während sie im Hause eines Vorlesers zur gottesdienstlichen Feier versammelt waren. Sie wurden nach Karthago abgeführt und sangen unterwegs Loblieder zur Ehre Gottes. Als der Statthalter den Angesehensten von ihnen, den Dativus, foltern ließ, weil sie eine ungesetzliche Versammlung gehalten, trat eine der Frauen, Thelica, herbei und erklärte: wir alle sind Christen; wir alle nahmen an der Versammlung Theil. — Wer ist, fragte der Richter, der Urheber euerer Versammlung? — Der Priester Saturninus und wir Alle sind es, antwortete jene. — Saturninus wurde nun auch gefoltert. Unter den heftigsten Schmerzen rief er aus: ihr sündigt, ihr Unglücklichen! Beobachtet die Gebote des höchsten Gottes! Ihr zerfleischt Unschuldige. Wir sind nicht Mörder, nicht Betrüger. Gott, erbarme dich! ich danke dir, o Herr; gib mir Kraft für deinen Namen zu leiden. Befreie deine Knechte aus der Gefangenschaft dieser Welt! Ich danke dir, ich vermag dir nicht genug zu danken.

Als an seiner Seite das Blut herunterrann, sagte der Statthalter zu ihm: du wirst bald fühlen, was ihr leiden müßt. — Ja! zur Verherrlichung leiden, versetzte

Saturninus; denn es erscheint das ewige, unvergängliche Reich. Herr Jesus Christus, wir sind Christen, wir dienen dir, du bist unsere Hoffnung. — Du hättest, unterbrach ihn der Statthalter, die kaiserlichen Gesetze befolgen sollen. — Ich achte, antwortete Saturninus, nur das Gesetz Gottes; für dasselbe will ich sterben; es gibt kein anderes außer ihm.

Während dem war ein Bürger vernehmen Standes, Fortunatianus, erschienen und beschuldigte den Dativus, der auf der Folterbank ausgespannt lag, daß er seine Schwester, Victoria, verführt habe, die Christenversammlung zu besuchen. Allein Victoria erklärte: ich bin nicht verführt worden; freiwillig habe ich alles gethan. Ich war in der Versammlung und habe mit den Brüdern den Gottesdienst gefeiert, weil ich Christin bin.

Dennoch wurden die Martern des Dativus verschärft. Aber zu Gott seinen Geist erhebend betete er: hilf, o Christus! Ich bitte dich, hab' Erbarmen; erhalte meine Seele, bewahre meinen Geist. O verleihe mir Kraft zu leiden!

Der Statthalter wandte sich nun an den Vorleser Emeritus und machte ihm Vorwürfe, weil er in seinem Hause die Versammlung halten ließ. Ich konnte nicht anders, sagte dieser, als meine Brüder aufnehmen, weil wir den Gottesdienst nicht unterlassen dürfen.

Aber den kaiserlichen Befehl hättest du achten sollen!

Gott ist mehr als der Kaiser, antwortete Emeritus.

Hast du denn, fragte der Richter einige Schriften in deinem Hause?

Im Herzen hab' ich sie, erwiederte der Bekenner und fuhr betend fort: ich lobe dich, Christus; ich erdulde gerne

das kurze Leiden in deinem Namen; rette mich, daß ich nicht zu Schanden werde.

Um seine Schwester zu befreien, gab nun Fortunatianus an, daß sie von Sinnen sei. Nein, ich bin Christin, entgegnete Victoria. Das ist mein Sinn, den hab' ich nie geändert. Als der Statthalter sie fragte, ob sie mit ihrem Bruder weggehen wollte, antwortete sie: nein, denn ich bin Christin und die sind meine Brüder, welche Gottes Gebote befolgen.

Der Statthalter hoffte wenigstens den Knaben Hilarian leicht einschüchtern zu können. Aber auch er zeigte unüberwindliche Geisteskraft und antwortete auf die Drohungen des Richters: thu' was du willst, ich bin ein Christ. So starben sie Alle als Blutzeugen.

Vielen schien bereits das Ende der Christenheit bevorzustehen. Die Heiden rühmten sich ihres Triumphes und priesen durch Inschriften die Kaiser, welche den christlichen Namen vertilgt, den christlichen Aberglauben unterdrückt und die Verehrung der Götter wieder eingeführt hätten. Doch waren gerade jetzt die Umstände vorbereitet, durch welche der Sieg der neuen Religion vollendet wurde.

Einer der vier Herrscher, der sanfte, menschenfreundliche Constantius, war nämlich nicht zu gewaltsamen Verfolgungen geneigt; er begünstigte vielmehr die Christen. Seine vornehmsten Hofämter wurden von Christen verwaltet; er liebte ihren Umgang und achtete sie besonders wegen ihrer Glaubenstreue, indem er zu sagen pflegte, daß, wer seinem Gott nicht treu sei, noch weniger seinem Fürsten treu sein werde.

Zwar ließ er, da er sich den Befehlen des Diocletian

und Maximian nicht offen widersetzen durfte, in Gallien, wo er sich aufhielt, Kirchen schließen und einige derselben niederreißen; aber sonst hatten die Christen dort Ruhe und Freiheit, während überall der Sturm gegen sie tobte. Nur in Spanien starben einige Blutzeugen, da der Statthalter Dacian entweder aus Eifer für den Götterdienst oder aus Furcht die kaiserlichen Befehle vollzog.

Noch mehr konnte die Gunst des Constantius den Christen nützen, als Diocletian und Maximian im Jahre 305 der Regierung entsagten und er mit Galerius die Oberherrschaft erhielt. In den von ihm bisher verwalteten Ländern, so wie in Italien und in Afrika, wo von ihm abhängig jetzt der Cäsar Severus herrschte, hörte die Verfolgung gänzlich auf. Desto heftiger wüthete sie in den morgenländischen Provinzen, die der Kaiser Galerius regierte und in den Ländern, welche derselbe seinem Neffen, Maximinus Daja, überließ, nämlich in Syrien und Aegypten. Noch mehrere Jahre währten die Leiden der Christen in den Gebieten dieser beiden Herrscher fort.

Maximin, ein roher Barbar, dessen vertraute Rathgeber Zauberer, Wahrsager und Zeichendeuter waren, erneuerte die Verordnung, daß in den Städten alle Einwohner öffentlich den Göttern opfern sollten. Die Hausväter wurden einzeln zu den Tempeln gerufen, die Soldaten namentlich zum Götzendienste aufgefordert. An den Stadtthoren wurden alle Vorübergehenden sorgfältig ausgefragt, und die Christen, die man entdeckte, sogleich festgenommen. Bei den Richterstühlen wurden Altäre errichtet, auf welche jeder, der eine Angelegenheit vor Gericht hatte, Weihrauch streuen mußte, damit kein Christ unerkannt Recht erlangen könnte.

Selbst Heiden verbargen die Verfolgten in ihren Häusern und gaben lieber ihre Güter und ihre Freiheit hin, als daß sie diejenigen, die sie unter ihren Schutz genommen, verriethen. Unbeschreiblich grausam waren die Martern, welchen die Christen preisgegeben wurden; aber der Muth derselben war durch die langdauernde Bedrängniß nur noch kühner geworden.

Zu Cäsarea in Palästina wohnte ein christlicher Jüngling, Apphianus, der aus dem väterlichen Hause entwichen war, weil die Seinigen die christliche Religion verachteten. Nachdem er in der berühmten Schule zu Berytus die weltlichen Wissenschaften erlernt hatte, strebte er jetzt durch Lesung der heiligen Schriften die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit zu erreichen und übte sich in strenger Lebensweise. Eines Tages, als der Landesverwalter Urbanus in Mitte einer Soldatenschaar ein Opfer darbringen wollte, ging Apphianus unerschrocken auf ihn zu, nöthigte ihn, indem er seine Hand ergriff, die abgöttische Handlung zu unterlassen, und ermahnte ihn, dem Irrthum zu entsagen, weil es unvernünftig sei, den wahren Gott zu verschmähen und Bilder zu verehren. Die Soldaten fielen sogleich den Jüngling an und versuchten ihn zum Opfern zu zwingen. Urbanus ließ ihn mit eisernen Krallen zerfleischen, sein Angesicht mit Bleikugeln schlagen, seine Füße mit ölgetränkter Leinwand umwunden über Feuer legen bis das Fleisch verbrannt war. Er hielt diese Martern siegreich aus und wurde, nachdem er zwei Tage lang im Kerker geschmachtet, in das Meer versenkt.

Nicht lange nachher wurde Aedesius, der Bruder des Apphianus in gleicher Weise das Opfer seines Glaubens-

eifers. Er lebte der Wissenschaft ganz hingegeben in Alexandria und trug als Abzeichen seines Berufes den Philosophenmantel. Schon einmal war er wegen seines christlichen Bekenntnisses zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt worden. Als er jetzt sah, mit welch wilder Rohheit ein Richter die Christen behandelte, wie er ehrwürdige Männer beschimpfen, Frauen entehren ließ, trat er beherzt vor denselben hin und verwies ihm sein schändliches Verfahren. Der Richter unterwarf ihn ausgesuchten Foltern und ließ ihn dann im Meere ertränken.

Dieselbe Strafe verhängte zu Cäsarea der Landesverwalter Urbanus über Theodosia, eine achtzehnjährige Jungfrau, welche es wagte, einige Bekenner, die gefesselt am Ostertage vor dem Gerichtspalaste saßen, zu begrüßen. Diese selbst wurden zur Arbeit in den Erzgruben verurtheilt.

Auch den Priester Silvanus aus Gaza und einige Gefährten desselben schickte Urban in ein Bergwerk, nachdem vorher ihre Fußgelenke mit glühendem Eisen gelähmt worden waren. Auxentius, einen ehrwürdigen Greis, ließ er wilden Thieren vorwerfen und Domninus, der sich schon öfter durch freimüthiges Bekenntniß ausgezeichnet, lebendig verbrennen.

Mit erfinderischer Grausamkeit wurden auch in andern Gegenden, in Arabien, Kappadocien, Mesopotamien und im Pontus die Christen gequält. Man durchstach ihnen die Finger unter den Nägeln, goß geschmolzenes Blei auf den Rücken, verstümmelte sie durch Abhauen einzelner Glieder, hängte sie an den Füßen auf und erstickte sie langsam durch den Rauch von Brennstoffen, die unter dem Kopfe angezündet wurden.

In Phrygien wurde eine Stadt mit allen Einwohnern, weil dieselben Christen waren, verbrannt.

In der Thebais zerfetzte man die Körper der Bekenner mit schneidenden Scherben bis sie den Schmerzen erlagen. Man band ihre Füße an gewaltsam zusammengebogene Bäume, welche auseinanderschnellend sie zerrissen. Es wurden ihrer zwanzig, dreißig, sechzig zugleich in den Flammen oder mit dem Schwerte getödtet. Doch die Verfolgten zeigten eine unerschütterliche Entschlossenheit. Kaum waren einige verurtheilt, so erschienen andere vor Gericht und bekannten, daß sie Christen seien. Freudig vernahmen sie den Richterspruch, Loblieder und Psalmen singend gingen sie dem Tode entgegen.

Des Mordens müde, wollten sich die Christenfeinde den Anschein geben, daß sie sich zur Milde wendeten. Es sei unrecht, die Städte mit Bürgerblut zu beflecken; es zieme sich, daß die Menschenfreundlichkeit und Gnade der Kaiser sich auf Alle erstrecke; kein Christ solle fernerhin zum Tode verurtheilt, sondern ihnen nur die Augen ausgeglüht und das linke Kniegelenke gelähmt werden. In der Thebais erlitten sieben und neunzig Bekenner, die in den Porphyrgruben frohnten, mit Frauen und Kindern diese Strafe und wurden dann nach Palästina in die Bergwerke geschickt. Bald darauf wurden deren hundert und dreißig auf Befehl des Kaisers Maximin theils nach Palästina theil nach Cilicien in die Erzgruben abgeführt.

Gegen Ende des Jahres 308 schien die Verfolgung auszutoben. Man fing an, die Christen schonend zu behandeln und sie aus den Straforten zu entlassen. Aber plötzlich gab Maximin eine neue Verordnung, durch welche

geboten wurde, die verfallenden Göttertempel sorgfältig wieder herzustellen, Männer, Frauen und Kinder zu zwingen, heidnische Ceremonien zu verrichten und von den Opfern zu genießen. Alle Eßwaaren auf dem Markte wurden mit Opferwein besprengt. Bei den öffentlichen Bädern waren Wachen aufgestellt, welche die Besucher zum Götzendienst nöthigten.

Selbst die Heiden mißbilligten diese Maßregeln; die Christen vereitelten sie durch ihre Glaubensstärke.

In Cäsarea besiegelte der Priester Pamphilus sein herrliches Bekenntniß durch den Martyrtod. Während seines ganzen Lebens war er durch seine Tugenden, durch Wohlwollen gegen die Brüder und Freigebigkeit gegen die Armen, durch Demuth und Selbstverleugnung eine Zierde der Christengemeinde jener Stadt. Besonders zeichnete er sich durch tiefes Verständniß des Wortes Gottes und durch seinen Eifer in der Erklärung desselben aus. Er besorgte viele Abschriften der heiligen Bücher und vertheilte sie auch an Frauen. Für Lernbegierige hatte er eine kostbare Büchersammlung aufgestellt. Schon seit zwei Jahren duldete er die Leiden des Gefängnisses. Mit ihm waren zugleich eingekerkert der Diakon Valens aus Jerusalem, ein ehrwürdiger Greis, welcher fast den ganzen Inhalt der heiligen Schrift im Gedächtnisse hatte, und Paulus aus der Stadt Jamnia, ein thatkräftiger, geistig lebhafter Mann, der schon früher wegen seines Glaubens mit glühendem Eisen gebrannt worden war. Ihnen gesellte man jetzt fünf Aegyptier zu, welche die in die cilicischen Bergwerke verbannten Brüder begleitet hatten, und auf ihrer Rückkehr in die Heimath an den Thoren von

Cäsarea von den aufgestellten Wachen als Christen erkannt wurden. Beim Verhör gab auf die Frage des Richters Firmilianus, wie sie hießen? der angesehenste von ihnen die Namen der Propheten Elias, Jeremias, Jesajas, Samuel und Daniel an, denn diese hatten sie sich statt ihrer früheren heidnischen beigelegt. Firmilian fragte nach ihrem Vaterlande. Jerusalem ist meine Heimath, antwortete jener. Neugierig fragte der Richter, wo diese Stadt gelegen sei? und wandte Foltern an, um die Wahrheit zu erfahren. Allein der Christ betheuerte, die Wahrheit gesagt zu haben. Jerusalem liege gegen Sonnenaufgang und sei die Heimath der Verehrer des wahren Gottes. Der Richter meinte, daß die Christen irgendwo eine Stadt gegründet hätten, von der aus sie Empörung anregen wollten, und steigerte die Martern, um das Geständniß zu erpressen. Da er den Muth des Christen nicht zu beugen vermochte, sprach er das Todesurtheil über ihn aus. Eben so wurden seine Gefährten gepeinigt und hingerichtet.

Darauf wandte sich Firmilian an Pamphilus und seine beiden Leidensgenossen mit der Frage: ob sie endlich dem kaiserlichen Befehle gehorchen wollten? Sie beharrten bei ihrer Weigerung und der Richter bestimmte auch für sie die Todesstrafe.

Kaum war der Richterspruch verkündet, als Porphyrius, ein Jüngling, den Pamphilus in seinem Hause erzogen hatte, unter der Menge seine Stimme erhob, man möge die Leichen der Getödteten zur Begräbniß herausgeben. Firmilian befahl den Schergen ihn zu ergreifen und streng zu züchtigen. Schweigend und ohne durch einen Seufzer

sein Schmerzgefühl zu verrathen, ertrug Porphyrius die Qualen. Seine Geduld entflammte noch mehr die Wuth des Richters und er verurtheilte ihn als einen übermüthigen Frevler zum Feuertode. So war es dem Jüngling beschieden vor seinem Lehrer zu sterben, da die Hinrichtung des Pamphilus etwas verzögert wurde. Den Philosophenmantel um die Schultern geschlagen, schritt er mit dem Ausdrucke der Seelenheiterkeit und Begeisterung im Angesichte zum Scheiterhaufen hin. Seinen Freunden gab er noch mit großem Gleichmuth Aufträge. Als das Holz angezündet wurde, rief er mit lauter Stimme Jesus, den Sohn Gottes, um Beistand an und blieb dann ruhig bis zum letzten Athemzug.

Ein Bekenner, Seleucus, brachte dem Pamphilus die Nachricht, daß sein Schüler den Todeskampf schön vollendet habe. An dem Friedenskusse, welchen er den Blutzeugen gab, erkannten ihn die Soldaten und sie führten ihn zum Richter, der sogleich das Todesurtheil über ihn sprach. Seleucus hatte in der auserwählten Schaar junger römischer Krieger eine Ehrenstelle gehabt. Bei dem ersten Ausbruche der Verfolgung wurde er wegen seines Bekenntnisses gegeißelt. Er verließ hierauf den Soldatenstand und brachte sein Leben in frommen Uebungen zu, stand den Wittwen, Waisen und allen Verlassenen bei, sorgte für Arme und Kranke wie ein Vater und erwies sich jedem Dürftigen als ein Helfer und Beschützer. So war er würdig, mit dem Martyrkranze geschmückt zu werden.

Am heftigsten entbrannte die Wuth Firmilians gegen Theodulus. Denn dieser war einer seiner Diener und er hatte ihn sowohl wegen seines hohen Alters geachtet als wegen

seiner aufrichtigen Anhänglichkeit und Treue werthgeschätzt. Um so mehr wurde er über ihn erbittert, da er sich vor seinem Richterstuhle als Verehrer Christi bekannte, und verhängte über ihn als einen Sklaven die schmähliche Strafe der Kreuzigung.

Die Reihe dieser Glaubenshelden beschloß Julian, ein Kappadocier. Er kam auf einer Reise in die Nähe der Stadt Cäsarea und da er von dem Blutgerichte hörte, welches Firmilian über die Christen hielt, lenkte er von seinem Wege ab und begab sich eiligst zur Richtstätte, um die Martyrer anzuschauen. Als er ihre Leichen daliegen sah, ergriff ihn der Eifer auch seinen christlichen Glauben kund zu geben; er umarmte und küßte dieselben. Firmilian verurtheilte ihn zum Feuertode.

Dieß geschah im Februar des Jahres 309. Indessen war eine folgenreiche Veränderung in der Regierung des römischen Reiches eingetreten. Constantius Chlorus, der Beherrscher des Abendlandes, starb im Jahre 306 und ihm folgte, vom Heere unterstützt, sein Sohn Constantin, der den Ehrennamen des Großen erhielt. Maxentius, der Sohn des ehemaligen Kaisers Maximian, wurde in derselben Zeit zu Rom von der kaiserlichen Leibwache als Herrscher ausgerufen und Severus, welcher bisher Italien und Afrika regierte, verlor im Kampfe gegen ihn das Leben. Im Jahre 307 nahm Kaiser Galerius noch den Licinius zum Mitherrscher an.

Constantin begünstigte noch mehr als sein Vater die Christen; sie erfreuten sich in seinem Reiche vollkommenen Friedens. Auch im Morgenlande wurde die Verfolgung eine Zeitlang unterbrochen, nachdem sie sieben Jahre ge-

währt hatte. Die Schaar der Bekenner, welche in den Bergwerken Palästina's arbeiteten, war an einem Orte beisammen und sie hatten so viel Freiheit, daß sie Häuser für die Feier des Gottesdienstes einrichteten. Aber der Verwalter der Provinz, der dieß, als er einmal dahin kam, bemerkte, berichtete es dem Kaiser. Die Gefangenen wurden nun wieder von einander getrennt, einige nach Cypern, andere auf den Libanon geschickt, die übrigen an verschiedene Orte in Palästina vertheilt und alle zu den schwersten Arbeiten angehalten. Vier von ihnen wurden verbrannt. Abgesondert in einer entlegenen Gegend lebten neun und dreißig Bekenner, welche wegen ihres Alters oder wegen Krankheit und Lähmung der Glieder zur Arbeit untauglich waren. Ihr Leidensgenosse Silvanus aus Gaza empfing an diesem Straforte die bischöfliche Weihe und war ihr Vorsteher. Ein Aegyptier, Johannes, trug, da sie alle geblendet waren, in ihrer Versammlung auswendig Stellen der heiligen Schriften vor. Sie erbauten sich durch Gebet, Fasten und andere geistige Uebungen. Nun vollendeten sie nach so langen Leiden ihr Bekenntniß, indem sie auf Befehl des Kaisers Maximin an Einem Tage enthauptet wurden.

Unerwartet wurde dem Blutvergießen von jenem unter den Herrschern Einhalt gethan, der es anfänglich verursacht hatte. Rettungslos an einer abscheulichen Krankheit darniederliegend gab nämlich Kaiser Galerius, der Urheber dieser Verfolgungen, zugleich im Namen des Constantin und des Licinius im Jahre 311 eine Verfügung, wodurch der Kampf gegen die Christenheit geendigt werden sollte. Es sei die Absicht der Kaiser gewesen, wurde

erklärt, die Christen zu guter Gesinnung zurückzuführen; denn indem sie sich von der Religion ihrer Väter entfernten, hätten sie sich nach Willkür Gesetze gegeben und in verschiedene Sekten gespalten. Allein dieselben hätten sich den kaiserlichen Befehlen widersetzt und viele seien in das Verderben gerathen. Da nun doch die meisten Christen in ihrer Denkart verharrt wären und man wahrgenommen, daß sie weder den Göttern die schuldige Ehrfurcht erwiesen, noch auch ihrem Gotte dienten, so wollten die Kaiser auch auf sie ihre gewohnte Huld ausdehnen. Sie sollten wieder Christen sein und ihre Versammlungen halten dürfen, wenn sie nur nicht gegen die Staatsordnung handeln. So mögen sie nach dieser ihnen erwiesenen Gnade zu ihrem Gott beten für das Wohl der Kaiser und des Staates und für ihr eigenes Wohl, daß der Staat in jeder Hinsicht gedeihe und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben können.

Wenige Tage nach dem Erlasse dieser Verordnung starb Galerius.

Auch Maximin ließ das Duldungsgesetz in den von ihm beherrschten Landschaften verkünden. Die Christen, welche in den Kerkern waren oder in den Erzgruben frohnten, wurden freigelassen. Sie kehrten freudig in ihre Heimath zurück; die Strassen und öffentlichen Plätze ertönten von ihren Lobliedern, worin sie Gott, ihren Befreier, priesen. Selbst Heiden, die vor Kurzem nach dem Blute der Christen gedürstet hatten, nahmen jetzt an ihrer Freude Theil. Die Kirchen, welche stehen geblieben, wurden wieder geöffnet oder neue erbaut und in allen Städten feierliche gottesdienstliche Versammlungen gehalten.

Die Heiden staunten über diesen großen, plötzlichen Wechsel der Dinge und riefen aus, der Gott der Christen sei der einzig wahre Gott! Die Bekenner, welche den Kampf rühmlich bestanden hatten, empfingen die Tröstungen der Brüder; andere, welche sich im Glauben schwach gezeigt hatten, suchten ernstlich Heilung, baten jene, ihnen Hülfe zu leisten, und flehten die göttliche Erbarmung an.

Allein schon nach sechs Monaten wurde der Friede wieder gestört, welchen der Kaiser Galerius der Kirche gewährt hatte. Maximinus nämlich, der nach dem Tode desselben Alleinherrscher des östlichen Reiches wurde, trug den Haß gegen die Christen noch im Herzen und bald wurde ein Ausbruch desselben veranlaßt.

Die Obrigkeiten der Hauptstädte, heidnische Priester, welche mit Mißgunst die freie Uebung der christlichen Religion betrachteten, und Gaukler verleiteten die Bürger, sich vom Kaiser die Gnade zu erbitten, daß die Feinde der vaterländischen Götter nicht in ihrer Mitte wohnen oder ihren Gottesdienst feiern dürften. So erschienen, als der Kaiser nach Nikomedien kam, mehrere Bürger mit Götzenbildern vor ihm und trugen eine solche Bitte vor. Da Maximin hörte, daß in der Stadt viele Christen wohnten, antwortete er ihnen, er würde gerne ihrem Gesuche willfahren, aber es sei dieß nicht der Wunsch aller Bürger und er wolle jedem die Freiheit lassen, seiner Ueberzeugung zu folgen.

In Antiochia errichtete ein Beamter, Theoteknus, das Bild des Jupiter und weihte es mit Zauberkünsten ein. Bald wurden Orakel dieses Gottes bekannt gemacht, welche

dem Maximin schmeichelten und die Vertreibung der Christen forderten.

Auch anderswoher kamen ähnliche Gesuche. Maximin wollte nun nicht länger widerstehen. Er glaubte es der Ehre der Götter, denen man die Erhaltung des Staates verdanke, schuldig zu sein, diese Bitten zu erhören. Auch drückte er denen, welche sie stellten, sein besonderes Wohlgefallen an ihrer frommen Gesinnung aus. Den Einwohnern von Tyrus antwortete er auf ihren Antrag mit einem Belobungsschreiben in schwülstiger Sprache. Jener höchste und größte Zeus, sagte er ihnen, der ihre vaterländischen Götter, ihre Frauen, Kinder und Wohnungen von aller verderblichen Ansteckung rettete, habe ihren Seelen diesen heilsamen Vorsatz eingegeben, indem er ihnen offenbarte, wie herrlich und heilbringend es sei, sich dem Dienste der unsterblichen Götter mit der schuldigen Ehrfurcht zu nahen. Durch die erneuerte Götterverehrung sei das Reich von Hungersnoth und Krieg, von ansteckenden Seuchen und andern allgemeinen Plagen befreit worden, welche ehemals wegen des verderblichen Wahnes der ruchlosen Christen gewüthet hätten, als dieser ihre Seelen beherrschte und fast die ganze Welt mit Schmach bedeckte.

Gegen die Christen verfügte er, daß sie, wenn sie bei ihrer verfluchten Thorheit beharrten, nach dem Verlangen der Tyrier fern von ihrer Stadt und der Umgegend verbannt würden. Und damit die Heiden wissen sollten, wie angenehm ihr Gesuch ihm gewesen sei, forderte er sie auf, sich irgend eine Gnade zu erbitten, die er ihnen als Denkmal ihrer Frömmigkeit gegen die unsterblichen Götter für Kinder und Kindeskinder sogleich gewähren wolle.

Den Opferdienst suchte Maximin mit neuem Glanze zu umgeben. Um die Ehre des priesterlichen Amtes zu erhöhen, behielt er sich selbst die Verleihung desselben vor und übertrug es als Zeichen seiner Huld vornehmen Männern, deren Eifer für den Götterdienst erprobt war. In den einzelnen Provinzen stellte er Oberpriester auf und zeichnete sie durch das glänzend weiße, golddurchwirkte Gewand, welches die höchsten Palastbeamten trugen, und durch eine Ehrenwache aus.

Um die christliche Religion verächtlich zu machen, wurden falsche Urkunden voll von Lästerungen des Gesalbten, die man dem Pilatus zuschrieb, überall verbreitet und in den Schulen auswendig gelernt, damit schon das Gemüth der Kinder mit Abscheu vor dem Christenthum erfüllt würde.

In verschiedenen Gegenden floß wieder das Blut der Christen. Zu Emesa in Phönizien wurde der hochbejahrte Bischof Silvanus, der seit vierzig Jahren das priesterliche Amt verwaltete, mit zwei Gläubigen wilden Thieren vorgeworfen. In Aegypten starben die Bischöfe Hesychius, Pachymius und Theodor als Zeugen des Gesalbten. Der ehrwürdige Vorsteher der alexandrinischen Gemeinde, Petrus, wurde mit den Priestern Faustus, Dios und Ammonius am 25. November 311 enthauptet. Auf der Richtstätte betete er, daß Gott sein Blut als Friedensopfer für die Kirche annehmen möchte.

Der Priester Lucian von Antiochien, wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit berühmt, wurde gefesselt nach Nikomedien geführt, wo Maximin sich aufhielt. Der Richter ließ ihm, nachdem er ihn im Kerker den Qualen

des Hungers preisgegeben, Opferspeisen vorsetzen, um ihn zu versuchen. Da es vergeblich war, wandte er Foltern an. Allein Lucian wiederholte fortwährend das Bekenntniß: ich bin Christ. Darauf wurde er enthauptet.

Diese Gräuelthaten waren nur Aeußerungen ohnmächtiger Wuth der Christenfeinde, welche ihre Niederlage voraussehend, sich wenigstens an dem siegreichen Gegner rächen wollten. Denn während dieß in den östlichen Gegenden des Reiches geschah, stand vom Abendlande ausgehend ein gänzlicher Umschwung der Verhältnisse bevor.

Der tyrannische Maxentius hatte nämlich gegen Constantin den Kampf um die Herrschaft über das Abendland unternommen. Von der Menge seiner Truppen und nach den glücklichen Verheißungen heidnischer Wahrsager hoffte er den Sieg. Constantin führte den Krieg im Vertrauen auf den Gott der Christen, und erfocht am 28. Oktober 312 an der Tiberbrücke nahe bei Rom den entscheidenden Sieg über seinen Gegner, der im Flusse ertrank.

Er bezeugte öffentlich, daß er das Glück seiner Waffen dem mächtigen Beistande des wahren Gottes verdanke. Denn seinem Bildnisse, das wegen dieses Sieges aufgestellt wurde, ließ er die Kreuzesfahne in die Hand geben und darunter die Inschrift setzen: durch dieses heilbringende Zeichen, das wahre Zeichen des Muthes, habe ich die Stadt von dem Joche des Tyrannen befreit, dem Senat und dem römischen Volke die alte Würde und das Ansehen wieder gegeben.

Fortan bewies Constantin, obgleich er noch nicht in die Kirche eintrat, dem Gotte der Christen ausgezeichnete Verehrung, beschützte die Christenheit durch Gesetze und sicherte die Freiheit ihrer Religion.

In einer Verordnung, welche er gemeinschaftlich mit seinem Mitherrscher Licinius erließ, gewährte er mit gewissen Beschränkungen den Christen gleichwie den Anhängern der verschiedenen Religionen, die namentlich angeführt waren, die ungestörte Uebung ihres Gottesdienstes. Den Christengemeinden sollten ihre Versammlungsorte, mochten dieselben als Staatsgut eingezogen oder verkauft worden sein, zurückgegeben werden, ohne daß sie irgend einen Ersatz zu leisten hätten.

Durch ein zweites Gesetz, welches beide Herrscher im Jahre 313 zu Mailand herausgaben, wurde zum ersten Mal seit dem Bestehen des römischen Reiches allgemeine, unbeschränkte Freiheit der Religion verkündet. Die Kaiser erklärten: jeder soll die Freiheit haben, nach seiner Ueberzeugung sich eine Religion zu wählen, möge er sich dem christlichen Gottesdienste hingeben, oder zu den Grundsätzen anderer Genossenschaften bekennen. Keine Religionsform soll beeinträchtigt werden, damit die Gottheit den Herrschern und allen Unterthanen wohlgewogen sei. Frei von aller Beschränkung und unbelästigt möge jeder die christlichen Gebräuche beobachten. Denn es sei offenbar der Ruhe des Staates zuträglich, daß die freie Wahl der Gottheit gestattet werde.

Es wurde ferner befohlen, daß nicht nur die Versammlungsplätze, sondern alle Grundstücke, welche den Kirchen abgenommen worden waren, sorgfältig und unverzüglich zurückgestellt würden. Diejenigen, welche sie gekauft oder als Geschenk erhalten hatten, sollten eine Entschädigung aus dem Staatsschatze empfangen.

Durch ein solches Verfahren, glaubten die Kaiser,

würde für die allgemeine öffentliche Ruhe gesorgt und der Schutz Gottes, den sie schon vielmals erfahren hätten, ihnen allzeit und sicher verbleiben.

Dem Maximin wurde das erste Duldungsgesetz zugesandt und er machte es, obgleich mit Widerwillen, in den Ostprovinzen bekannt. Damit die Christen vor aller Bedrückung gesichert seien, sagte er in einem Briefe, so sollen nur Mittel der Güte angewendet werden, um die Unterthanen zur Anerkennung der Fürsorge der Götter zu bringen. Wenn Jemand aus freier Ueberzeugung zur Verehrung der Götter sich wende, so müsse man ihn freudig aufnehmen; aber jedem andern solle man seine Gesinnung lassen; Beschimpfungen und Bedrückungen seien gegen Niemand erlaubt.

Die Christen konnten wenig den Worten eines Fürsten vertrauen, der sie kaum ein Jahr vorher durch Verheißung des Friedens getäuscht hatte. Vielleicht auch fehlten die Beamten beim Vollzuge seines Befehles. Maximin gab daher im folgenden Jahre, während er durch Krieg gegen Licinius in größter Bedrängniß war, eine viel bestimmtere Verordnung heraus. Der Mißverstand einiger Richter, erklärte er, habe bei den Unterthanen Argwohn erregt. Damit von nun an der Verdacht der Zweideutigkeit und jede Besorgniß aufhöre, so soll bekannt gemacht werden, daß es allen Anhängern der christlichen Religion freistehe, diese öffentlich, wie sie wollen, auszuüben. Es wird den Christen erlaubt, Kirchen einzurichten. Die ihren Gemeinden entrissenen Gebäude und Ländereien sollen an sie zurückfallen, damit sie Alle seine kaiserliche Huld und Fürsorge empfinden.

Kurz darauf starb Maximin zu Tarsus einen schrecklichen Tod. Durch Senatsbeschluß wurde der Verstorbene als Feind des Staates erklärt und verboten, ihm, dem ruchlosen Tyrannen, ein Standbild zu errichten. Alle Inschriften, welche ihm oder seinen Kindern zu Ehren in der Stadt angebracht waren, wurden entweder herabgeworfen oder mit schwarzer Farbe verdeckt. Seine Bildnisse, die aufgestellt waren, wurden zertrümmert, der Beschimpfung und dem Gespötte preisgegeben.

Nicht lange regierten Constantin und Licinius gemeinschaftlich im Frieden, da beide nach Alleinherrschaft strebten. Constantin, vom Kriegsglück begünstigt, besiegte im Jahre 314 seinen Nebenbuhler und es kam ein Vergleich zwischen beiden Fürsten zu Stande, wodurch die Entscheidung über den Besitz des ganzen Reiches nur verschoben wurde.

Licinius zeigte sich von jetzt an, vielleicht um sich des Beistandes der heidnischen Unterthanen zu dem unvermeidlichen Kampfe zu versichern, als einen eifrigen Anhänger der Götter und bedrückte die Christen. Er entfernte sie aus seinem Palaste und von den städtischen Aemtern. Den Soldaten, welche in den Städten den Polizeidienst hatten, ließ er ihre Stellen nehmen, wenn sie nicht den Göttern opferten. Auf seinen Befehl wurden im Pontus einige Kirchen zerstört, andere verschlossen. In Nikomedien, seinem Wohnsitze, gebot er den Christen, nicht in der Kirche, sondern auf freiem Felde außerhalb der Stadt ihre Versammlungen zu halten, da frische Luft für dieselben zuträglicher sei.

Die Christen flüchteten wieder in Einöden und Ge-

birge. Manche fielen vom Glauben ab, andere starben als Zeugen desselben. Berühmt sind die vierzig Krieger, welche ein Befehlshaber zu Sebaste in Armenien nackt der größten Kälte aussetzte, um sie zum Opfern zu zwingen, und dann in das Feuer werfen ließ.

Constantin fuhr fort, die Christenheit zu begünstigen. Er ordnete die allgemeine Feier des Sonntags an und ließ große, prächtige Kirchen erbauen. Die Geistlichen befreite er von der Uebernahme der lästigen Gemeindeämter, verfügte Geldspenden zu ihrem Unterhalte und gestattete Vermächtnisse an die Kirchen. Es war sein Plan, die Herrschaft der christlichen Religion zu befördern und allmälich das Ende des heidnischen Aberglaubens herbeizuführen.

Im Jahre 323 kam es wieder zum Kriege zwischen beiden Kaisern. Licinius gab ihm den Anschein eines Kampfes für die altrömische Religion. Er versammelte Wahrsager und Zeichendeuter um sich, die ihn durch Siegesverheißungen zum Kampfe anfeuerten. Ehe er in den Krieg zog, führte er die Befehlshaber seiner Leibwache und die vornehmsten Hofleute in einen heiligen Hain, in welchem Bildnisse der Götter und vor denselben brennende Wachskerzen aufgestellt waren. Und nachdem er ein Opfer dargebracht, sprach er: hier stehen die Büsten der Götter, deren Verehrung uns von den Vätern her überliefert ist. Unser Widersacher aber hat die vaterländischen Heiligthümer frevelnd verlassen, verehrt einen fremden Gott, der ich weiß nicht woher gekommen ist, und beschimpft sein Heer durch dessen schmachvolles Zeichen. Auf dieses vertrauend führt er den Krieg nicht sowohl mit uns als mit

den Göttern, von denen er abgefallen ist. Der Ausgang dieses Kampfes muß zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden. Wenn sich der fremde Gott, den wir jetzt verspotten, siegreich erweist, so müssen auch wir ihn anerkennen und verehren, und uns von den Göttern lossagen, denen wir vergeblich Lichter anzünden. Wenn aber, wie wir nicht zweifeln, unsere Götter siegen, so wenden wir uns nach diesem Sieg zum Kampfe gegen ihre Feinde.

Constantin dagegen schaarte sein Heer um das Kreuz, das er in Mitte von fünfzig auserlesenen Kriegern auf seiner Fahne einhertragen ließ. Er glaubte durch Erfahrung gewiß zu sein, daß die Erscheinung dieses Zeichens mit übernatürlicher Kraft wirke, in den Bedrängnissen der Schlacht die Soldaten mit unwiderstehlicher Begeisterung erfülle und überall den Sieg begleite.

Seine Zuversicht wurde nicht getäuscht. Er überwältigte auch dießmal den Licinius und ließ ihn tödten. Nun war er Alleinherrscher des großen, von jetzt an christlichen Reiches.

In einem Aufrufe an seine neuerworbenen Unterthanen im Morgenlande stellte er sich als den bevorzugten Schützling des wahren Gottes dar, durch welchen der Allmächtige die Gewalten der Finsterniß besiegt habe, um überall seine Verehrung auszubreiten. Vertrauensvoll wandte er sich daher auch in seinem Schreiben an Gott mit der Bitte: sei gnädig allen deinen Bürgern der östlichen Provinzen, die von langwierigem Elende aufgerieben sind, und verleihe ihnen Heilung durch mich, deinen Knecht. Dieß von dir zu erbitten, bin ich wohl befugt, Herr des

Alls, heiliger Gott! Denn nach deiner Leitung habe ich heilsame Dinge unternommen und vollbracht. Dein Zeichen überall vorhaltend habe ich ein siegreiches Heer angeführt. Und wenn irgendwo die öffentlichen Angelegenheiten es erfordern, gehe ich demselben Zeichen deiner Macht folgend dem Feinde entgegen. Deßhalb habe ich mein Herz, von Liebe und Furcht durchdrungen, dir geweiht; denn ich liebe aufrichtig deinen Namen; ich verehre deine Macht, welche du durch viele Beweise mir geoffenbart und wodurch du meinen Glauben befestigt hast.

Zugleich sprach Constantin offen den Wunsch aus, daß sich alle Unterthanen in der Anbetung des einzig wahren Gottes vereinigen möchten. Aber er schien entschlossen, nicht Gewalt zur Bekehrung anzuwenden, und verkündete die schönen Grundsätze der christlichen Duldsamkeit. Die Irrenden mögen sich freuen, erklärte er in dem erwähnten Aufrufe, gleichen Genuß des Friedens und der Ruhe mit den Gläubigen zu haben; eben diese Gleichberechtigung kann die Menschen auch auf den rechten Weg hinführen. Keiner beunruhige den andern; jeder handle nach der Neigung seines Herzens. Die Gutgesinnten müssen überzeugt sein, daß diejenigen allein heilig und rein leben werden, welche du selbst rufest, in deinem heiligen Gesetze Ruhe zu finden. Diejenigen aber, welche sich selbst ihm entfremden, mögen, weil sie es wollen, die Tempel der Lüge behalten; wir haben das leuchtende Haus deiner Wahrheit, welches du uns gegeben hast, wie es unsere Natur begehrt. Das wünschen wir auch ihnen, damit sie die Freude der gemeinsamen Eintracht mitgenießen mögen. Doch keiner beschädige den Andern durch

seine Ueberzeugung. Durch das, was Einer erkannt hat, nütze er, wenn es möglich ist, seinem Nächsten; wenn es nicht möglich ist, lasse er ihn seinen Weg gehen. Denn etwas anderes ist es, freiwillig den Kampf für das ewige Leben unternehmen, etwas anderes, mit Strafen nöthigen.

So ist zugleich mit der Herrschaft des Christenthums das Grundgesetz der neuen Gesellschaftsordnung in die Welt eingeführt worden, daß die Staatsgewalt den Glauben und das religiöse Leben nicht erzwingen, sondern frei dulden und beschützen solle. Das altrömische Reich hat dasselbe nicht mehr in sich aufgenommen, und deßwegen vermochte auch der christliche Glaube nicht, es zu verjüngen. Auch nachdem Constantin der Große das Kreuz als Zeichen der Ehre aufgestellt, wurden doch im Staate und in der Regierungsweise heidnische Formen beibehalten. Die christlichen Kaiser machten sich zu Gesetzgebern und Schiedsrichtern in Sachen des Glaubens, nöthigten und bestraften die ihnen Widerstrebenden. Constantin selbst unterdrückte nicht nur gewaltsam die Ausübung heidnischer Gebräuche, sondern verfolgte auch die Vertheidiger der Rechtgläubigkeit. Sein Sohn Constantius erklärte schon den Bischöfen: was ich will, soll Gesetz in der Kirche sein. Die meisten der nachfolgenden Herrscher haben diesem Grundsatze gemäß gehandelt. Sie ordneten nach Belieben die Angelegenheiten der Kirche; schrieben Glaubensformeln vor und verwarfen diejenigen, welche die Versammlungen der Bischöfe aufstellten; und mißbrauchten die Religion als Werkzeug der Staatskunst, der Willkür und der Hofränke.

Unter dem Vorwande christlichen Glaubenseifers übten diese Fürsten heidnische Gewaltherrschaft aus. Dadurch

vor Allem geschah es, daß, während im Abendlande durch eingedrungene Völkerstämme die christliche Lebensordnung fortgebildet wurde, im östlichen Römerreiche trotz der immerwährenden Bewegungen und Streitigkeiten in der Kirche das geistige Leben erstarrte.

Jene Völker, denen die ehrwürdigen Väter unseres Glaubens entstammten und die für den Glauben so viel und so herrlich geduldet haben, verloren die hervorragende Stellung in der Weltgeschichte, weil sie für die Freiheit, welche das Christenthum den Menschen verliehen hat, nicht mehr empfänglich waren.

Spörlein, Johann

Die Verfolgungen der Christen im römischen Reiche

Regensburg 1858